Aus der
Mappe eines Idealisten.

Von

Gerhard von Amyntor.

Elberfeld.

Druck und Verlag von Sam. Lucas.

„Wenn ein Kopf und ein Buch zusammenstoßen und es klingt hohl; ist denn das allemal im Buche?"

Lichtenberg.

„Und so fand ich mich fast mehr gehindert, mich zu entwickeln und zu äußern, durch falsche Mit- und Einwirkung der Sinnesverwandten, als durch den Widerstand der Entgegengesinnten."

Goethe. „Aus meinem Leben."

Ἐχθρὸς γάρ μοι κεῖνος ὁμῶς Ἀΐδαο πύλῃσιν
ὅς χ᾽ ἕτερον μὲν κεύθῃ ἐνὶ φρεσὶν, ἄλλο δὲ εἴπῃ.

Ilias IX. 313—13.

„Wer auf die Welt gekommen ist, sie ernstlich und in den wichtigsten Dingen zu belehren, der kann von Glück sagen, wenn er mit heiler Haut davon kommt."

Schopenhauer.

Vorrede.

Möchte diese bescheidene Gabe allen denen willkommen sein, welche den Erscheinungen des Lebens gegenüber selbstständig zu urtheilen gewöhnt sind.

Aphoristischen Bemerkungen, wie sie unmittelbar aus der Seele geflossen und nicht erst durch das Filtrum einer auf das Lesepublikum hinzielenden Reflexion gegangen sind, spiegeln das geistige Bild des Autors am reinsten ab; sie gestatten keine Verstellung noch Zurückhaltung, sondern erschließen einen tiefen Einblick in das geheimste Fühlen und Denken des Schreibenden. Nachsicht und Milde gegen Andersdenkende und Andersgläubige zu üben ist mein redliches Bemühen; möchte mir auch von meinen etwaigen Gegnern, wenn anders diese bescheidenen Blätter Widerspruch erfahren sollten, Nachsicht und Milde gewährt werden. Die Erbitterung der streitenden Geister hat einen bedenklich hohen Grad erreicht, und besonders in den politischen und religiösen Kämpfen der Gegenwart werden die Streiter noch gar zu leicht persönlich, wo sie streng sachlich bleiben sollten; von diesem Vorwurfe hat sich keine Partei ganz frei erhalten, und vielleicht ist ein Appell an die menschliche Versöhnlichkeit und die für vernunftmäßiges Denken unerläßliche Objektivität nichts Ueberflüssiges! Rein Politisches werden diese Blätter aus der

Mappe eines Idealisten allerdings nicht bringen; ich will und kann nicht in die Arena der Tageskämpfe hinabsteigen. Aber vielleicht gewinnt auch der Politiker aus dieser bunten und systemlosen Gabe die eine oder andere Direktive für sein politisches Urtheilen und Streben, zumal ich keiner der bestehenden Fraktionen ausschließlich angehöre und mit jedem Ehrenmanne ein Stück zusammengehen kann, der, wie ich, seinen Kaiser und sein Vaterland als die theuersten Güter eines Deutschen ehrt und liebt. Noch möchte ich bitten, den „Idealisten" nicht als unklaren Schwärmer und Bewohner von Wolkenkuckucksheim zu nehmen; der kritische Idealismus eines Kant ist ja genügend erörtert, und auch der Urheber dieser Blätter ist der Ansicht, daß wir die Dinge nur so erkennen, wie sie uns erscheinen, nicht aber, wie sie an sich sind. Lehrt uns dieser Schein auch Vorsicht und Zurückhaltung, so wollen wir doch auch andererseits nicht taub sein gegen die Stimme unseres Gewissens: das Gute wollen wir erhalten und fördern, dem bestehenden oder werdenden Schlechten gegenüber wollen wir aber allzeit revolutionär sein. —

Es besteht ein eigenthümlicher Gegensatz zwischen Kunst und Leben. Im Leben sollen wir bemüht sein, jede Leidenschaft von uns fern zu halten und zu einer möglichst vollkommenen Tugendhaftigkeit zu gelangen; wer aber in der Kunst, in der epischen wie dramatischen, solch einen vollendeten Tugendhelden, über den keine Leidenschaft Gewalt hat, schüfe, der würde einen verzweifelt langweiligen, ja unmöglichen Helden schaffen. Vollkommenheit im Leben bedeutet also die absolute Unfähigkeit zu einem Helden in der Dichtkunst. —

* * *

Die Sucht, schon den Säuglingen französische und englische Bonnen, alias Plappermaschinen, zu halten, damit sie möglichst zeitig fremde Sprachen erlernen und sich eine gute Aussprache aneignen, hat ihre sehr bedenkliche Seite. Leicht wird auf diese Weise der etwa vorhandene geistige Keim in dem kleinen Weltbürger ertödtet, dem statt der Gedanken nur Worte anerzogen werden. Die Bonne ist meist nur in der Lage, Worte zu lehren, und ungeschickt, die Operation des geistigen Staares zu vollziehen. Man sollte bedenken, daß die Kinderseele, wie die präparirte Jodsilberplatte des Photographen, in ihrer Empfindlichkeit auch die feinsten Lichtstrahlen, die sie treffen, festhält; geschieht dies auch zuerst unbewußt, so entsteht doch ein bleibender Eindruck, der sich früher oder später geltend macht. Daher kann man nicht wachsam genug sein, daß nur geschulte, berufene, gedankenreiche Erzieher mit der Seele des Kindes in Beziehung treten.

Zudem ist es ja schon ein Riesenpensum, welches das kleine Gehirn des Kindes mit der Erlernung der Muttersprache zu erledigen hat; man sollte dies Pensum nicht unnöthig durch eine eben so gewaltige, parallele Aufgabe vergrößern! Denn während das Kind nun zwei Ausdrucksweisen erlernt, verwendet es alle Leistungsfähigkeit auf das Formale, und der Inhalt, den es in diese Sprachformen gießen sollte, wird um das zu Gunsten der Form aufgewendete Plus von Kraft verkürzt. Papageiartig gelernte fremde Sprachen werden, wenn das Kind längere Zeit unter Menschen anderer Zunge lebt, erfahrungsmäßig total vergessen; eine in reiferem Alter erlernte Sprache haftet hingegen dauernd im Gedächtnisse. —

* * *

Autoren, die nichts ausreifen lassen, sondern die noch grünen, saftlosen Gedankenfrüchte auf den literarischen Markt bringen, gleichen dem unklugen Händler, der einen bunten, lieblich singenden Vogel hätte aufziehen können, statt dessen aber schon das angebrütete Ei feil bietet. —

* * *

Vor vielen Jahren lebte in X. ein jüdischer Kleiderhändler, dem in der Lotterie der vierte Theil eines Hauptgewinnes zufiel. Als er die Glücksbotschaft erhielt, ward er vor Schreck und Freude unwohl, mußte sich sofort ins Bett legen und blieb acht Tage lang darin liegen, während seine Frau im Laden die Kunden bediente. Zum Ertragen des Glückes gehört meist mehr Kraft, als zum Ertragen des Unglücks.

* * *

Die durch schwere Prüfungen auf excentrischer Lebensbahn geschrittene Frau wird oft zu einer so unerbittlich strengen und vor Nichts zurückschreckenden Denkerin, daß sie

den Durchschnitt der Männer weit überflügelt und an die verwegensten Probleme mit todesmuthiger Hand rührt. Die gewöhnliche, sich in gewöhnlichen Lebensgleisen bewegende und am Gewöhnlichen Befriedigung findende Frau besitzt gar keine Initiative des Denkens; sie lehnt sich an den Gatten oder Beichtvater und wird zum leeren Echo. Der Sieg wird aber in dieser Welt nicht immer dem weisheitspendenden Munde des Greises; schneller und leichter siegt die rothe Lippe einer küssespendenden Schönen. —

* * *

Einer unserer berufensten, über jede Phrase erhabenen Historienmaler ist Anton von Werner; die Art, wie er scheinbar bloße Porträtgruppen als bedeutendste Geschichtsbilder entstehen läßt, ist geradezu ohne Gleichen. Fr. Pecht nennt ihn daher neidlos den großartigsten Bilderinterpreten der neueren, deutschen Geschichte, dessen Werke immer verständlich und immer interessant bleiben werden. Für das Kunstverständnis und die Dankbarkeit der sogenannten Gebildeten ist es bezeichnend, daß man auch diesem Manne Schwierigkeiten und Chicanen bereitet hat; so empfindet das dumpfe Schalenthier dasjenige nur als Impediment, besten Falles als gleichgültigen Zuwachs, was der schmucksuchende Mensch als Perle schätzt. —

* * *

Ein gebildetes Frauenzimmer muß das bedeutende Werk irgend eines Denkers besitzen, in das sie ab und zu hineinblicken kann, wenn sie gerade kein neues schöngeistiges oder wissenschaftliches Werk im Hause hat. Die Redensart: „Ich habe nichts zu lesen!“ — stellt eine Frau bloß, denn sie beweist, daß die also Klagende durch das ausschließliche Lesen von Leihbibliothek-Romanen ihren Geist des Denkens entwöhnt und unfähig gemacht hat, sich an den Offen-

barungen unserer gottbegnadeten Forscher und Denker zu ergötzen. Und hat eine Frau keinen Philosophen im Bücherspinde stehen, dann soll sie wenigstens eine Verdeutschung Homer's oder Sophokles' besitzen, oder eine Sakuntala, einen Faust oder Shakespeare ihr eigen nennen, damit sie, wenn Neuigkeiten mangeln, sich im Quelle echter, unvergänglicher Poesie immer wieder jung und gesund baden kann. Griechisch braucht der Backfisch nicht zu treiben; wohl aber soll die heranwachsende Jungfrau sich nach und nach mit den größten Wunderwerken des Menschengeistes bekannt machen und namentlich die Klassiker der Weltliteratur früher kennen lernen, als etwa die Romane der Marlitt. Wir haben vortreffliche Verdeutschungen der Musterdichter aller Nationen. Es ist Pflicht der Eltern, die ihren Töchtern eine gute Erziehung geben wollen, daß sie denselben zum Geburtstage, zu Weihnachten, nicht jene entsetzlichen „Blüthen" und „Perlen" und wie die mosaikbedruckten Blumenlesen sonst heißen mögen, sondern die bedeutendsten Werke der Weltliteratur zum Geschenk machen. Wie manches Fräulein besitzt vollständige Sammlungen aller Art von Tand und Flitter, aber kein einziges vornehmes Buch; die geistige Rohheit, die ästhetische Verwahrlosung und Geschmacklosigkeit unserer weiblichen Jugend ist oft himmelschreiend; ihre völlige Unbekanntschaft mit den edelsten Dichterwerken geradezu verblüffend; und diese jungen, hohlen Damen werden einst Mütter eines neuen Geschlechtes sein, in dessen Herz sie die Keime des Idealismus legen sollen, der allein die in Stoffseligkeit versunkene Welt überwinden kann! Wie soll das zugehen? — Daher die Hülflosigkeit mancher Frauen bei der Wahl ihrer Lektüre; schon die bloße Frage: „was soll ich lesen?" verräth den Mangel höheren geistigen Interesses, da die in Fühlung mit Wissen-

schaft und Kunst lebende Dame nur allzu viel Werke kennt, die sie gern lesen möchte, und nur die Knappheit der Zeit beklagt, die das volle Bewältigen der Aufgabe nicht gestattet. Beschämend ist die Repräsentantin moderner Bildung, die rathlos vor dem Ladentische einer Bücherei steht und mit verlegenem Blicke die goldprunkenden Bände in den Regalen streift; sie weiß von keinem epochemachenden Werke; nicht einmal die Namen unserer ersten Autoren sind ihr bekannt; und schließlich — welche Schmach! — muß sie ihr Ohr den Vorschlägen neigen, die ihr ein ungeschulter, sechszehnjähriger Ladenbursche zu machen für gut befindet! Und Das macht Anspruch auf das Prädikat „gebildet!“ O tempora, o mores! —

* * *

Es ist weit leichter, dem gebildeten Pöbel zehn neue Lügen aufzubinden, als ihm einen einzigen seiner lieb gewordenen Irrthümer als solchen zu entlarven. Die Dummheit, die ein Schwindler der Menge anpreist, findet immer ihre Anhänger und Bravorufer; aber wehe dem ehrlichen, heißblütigen Denker, der die Dummheit Dummheit nennt und den Schwindler einen Charlatan!

Dies ist der Grund, warum subjektiv wahre Schriften in der lebenden Generation im allgemeinen nur selten eine weite Verbreitung finden; den größten Markt erobert immer dasjenige Schriftthum, das die Schwächen der Zeitgenossen bewußt schont oder ihnen schmeichelt, also subjektiv unwahr ist. —

* * *

Die meisten Nordländer haben von der Pracht und Herrlichkeit des gestirnten Himmels nur sehr ungenügende Kenntnis; durch das rauhe Klima verurtheilt, in geschlossenen Zimmern zu nächtigen, werfen sie höchstens des Abends einen mehr oder minder flüchtigen Blick auf das Sternen-

wunder über sich, und diesem Blicke bleibt das Beste verschlossen, da er durch Lampenlicht gereizt und unfähig gemacht ist, in die Tiefe des sternenübersäten Azurs einzudringen. Man muß ein oder zwei Stunden nach der Mitte einer mondlosen Nacht, wenn der Sehnerv durch Schlaf und Dunkelheit gestärkt ist, das Lager verlassen und sofort ans geöffnete Fenster eilen, um mit empfänglichen Sinnen emporzublicken und sich staunend bewußt zu werden, daß über uns allnächtlich ein kosmisches Mysterium offenbart wird, dessen überwältigende Größe und ahnungsweite Herrlichkeit durch kein irdisches Wort und Bild genügend bezeichnet werden kann.

Jene beneidenswerthen Nomaden des Südens, die des Nachts vor ihren Zelten sitzen und sich des Bennek Tebnik erfreuen, d. h. sich phantastische Märchen erzählen, während die schwarzen der Wüstensonne trotzenden Adleraugen, vom Dämmerlicht geschmeichelt, empor zum Kanopus schweifen — jene einfachen Naturkinder sind mit den Wundern des Sternenhimmels inniger vertraut, als der wissengeblähte, bleichwangige, brillenbewaffnete Europäer. Wer allnächtlich dem leisen Wandel der Gestirne lauscht und auch in den Sternenwohnungen seines Gottes einigermaßen zu Hause ist, den wandelt nicht jener giftige, skeptische, trotzig-verzweifelnde Lebensüberdruß an, wie ihn die philosophischen Söhne des Nebels in langathmige Systeme gebracht haben; der Selbstmord ist jenen gestirnekundigen Stämmen unbekannt — höchstens der religiöse Wahnsinn verübt ihn dort —, während er bei uns in erschrecklichem Grade zunimmt und beispielsweise vom Hunderttausend in Dänemark Neun-und-zwanzig, in Sachsen Neun-und-dreißig in einem Jahre verschlingt!

Sonnenlicht, unreflektirtes, blendet und schmerzt unser Auge; nur der Aufblick zu den milderen Sternen ist uns

wohlthuend; so kann man also behaupten, daß nicht nur der geistige, sondern auch der sinnliche Aufblick nach oben für uns ein Mittel ist, um uns im betäubenden Getriebe dieser Erde nicht zu verlieren und den lebensfeindlichen Gewalten nicht zu unterliegen. —

* * *

Der Mensch besitzt bekanntlich nur für den Schmerz Veranlagung; eine Dauer von Glück erträgt er nicht. Das Glück ist ein Kind des Augenblicks, durch Dauer verliert es seine Kraft. Wer glücklich werden will, muß durch die Vorstufe des Leidens gehen; im Moment, wo er das Leiden hinter sich hat, ist er glücklich. Wenn er aber weise ist, sucht er bald neues Leiden auf, damit wieder neues Glück daraus geboren werde.

* * *

Wenn sich namentlich die edleren Frauen der Gemeinheit mancher unserer Circusdarstellungen lebhafter bewußt wären, so würden sie durch ihre Abwesenheit in den Manégen der gewöhnlichen spanischen Reiter glänzen. Ein Mensch, der sein Leben für eine sittliche Idee in die Schanze schlägt, ist ein Held; wenn er zur Befriedigung der Schaulust und um für sich Beifall und Kartoffeln zu ernten, seinen Hals riskirt, ist er — das Gegentheil. Diese Thatsache müßte dem öffentlichen Gewissen mehr zum Bewußtsein kommen. Der Unglückliche, der nicht mehr durch Kraft und Geschicklichkeit, durch Anstand und Grazie um unsern Beifall ringt, sondern nur deshalb bewundert sein will, weil er hoch unter der Decke eines Circus am Trapez zappelnd dem Schwindel und dem Sturz in die Tiefe trotzt, hat den Anspruch auf sittliche Würde verwirkt und ist kein Objekt mehr für das Beifallklatschen zarter Hände. Jeder, der ihn in solchem Thun unterstützt, begeht ein Unrecht, und an dem Elende

des Gauklers und Akrobaten, der, vom hohen Geräth gestürzt, zerschmettert aus dem Circus getragen wird, ist Jeder mit verantwortlich, der sein Scherflein zum Bestehen der unsittlichen Darstellungen beigetragen hat. Wir alle sind in der Verurtheilung spanischer Stiergefechte einig; hoffentlich kommt auch bald die Zeit, wo die Haltung und Enthaltung des gebildeten Publikums die Circusbesitzer zwingt, nur die Leistungen der höheren Reit- und Turnkunst zur Darstellung zu bringen, von den halsbrecherischen, grauenhaften Kunststücken der Trapezturner und Luftschwimmer aber Abstand zu nehmen. —

* * *

Man könnte die Gesellschaft in Betrüger und Betrogene eintheilen, wenn man die zahllosen Schwindel-Annoncen der Geheimmittelhändler und Kurpfuscher in den öffentlichen Blättern liest. Die medizinische Wissenschaft wird sich dieser traurigen Thatsache gegenüber immer mehr bemühen müssen, so weit es sich um innere Erkrankungen handelt, weniger therapeutisch als prophylaktisch zu wirken; sie wird dem Streben, Krankheiten heilen zu wollen, immer mehr entsagen, und ihre Aufgabe in der Verhütung der Krankheiten suchen. Die wirklichen Heilmittel kann der Arzt, nach dem Ausspruche eines Berliner Klinikers, in der Westentasche mit sich herum tragen; die anderen wirken meist nur durch Einbildung des Patienten. Vorbeugend kann aber der umsichtige und gewissenhafte Arzt noch heut Wunder wirken, und die Schritte eines tüchtigen Prophylaktikers triefen von Segen. In dieser Richtung kann und muß der Hausarzt zum edelsten Hausfreunde werden. Wie ein guter Prediger weniger durch glänzende Kanzelreden, als durch geräuschlose, nimmermüde liebevolle Seelsorge in den Palästen und Hütten seiner Gemeinde zu

wirken sucht, so wird auch der gute Arzt weniger durch Wunderkuren, als durch Verhütung leiblicher Noth und leiblichen Elendes seine schwere Pflicht erfüllen; es scheint aber, daß wir von beiden Idealen noch weit entfernt sind. —

* * *

Wer hat sich nicht schon stunden-, ja tagelang mit einer Melodie herumgequält, die ihm so fest im Ohre haftete, daß er sie durchaus nicht los werden konnte? Diesem Beharrungsvermögen der Sinne entspricht auch ein geistiges Beharrungsvermögen. Bei gewissen Worten oder Dingen überfallen Manchen immer wieder dieselben, ganz fernabliegenden Vorstellungen. So versicherte mir Jemand, daß er bei schlechten, geschäftsmäßigen Grabreden immer an den Vers aus Schiller's „Nadowessiers Todtenlied" denken mußte:

„Farben auch, den Leib zu malen,
Steckt ihm in die Hand,
Daß er röthlich möge strahlen
In der Seelen Land."

Diese ganz unerklärliche, scheinbar sacrilege Erinnerung wäre ihm sogar am offenen Grabe seines eigenen Vaters gekommen, dem ein rhetorisch sehr ungewandter Prediger eine abständige, banale Leichenrede gehalten hätte. —

* * *

Ich erinnere mich, daß ich als junger Offizier auf Befehl eines braven Vorgesetzten, dessen geistiger Horizont vielleicht nicht übermäßig umfangreich war, in einer sogenannten „Winterarbeit" den Beweis erbringen mußte, daß die Eisenbahnen — man baute damals die ersten in unserem Lande — ohne allen Einfluß auf die Kriegführung der Zukunft bleiben würden. Die Arbeit ist mir nicht leicht

geworden. Solche Vorhersagen wiederholen sich alle Tage. Die Beleuchtung unserer Wohnungen und Straßen durch elektrisches Licht, die Lenkbarkeit des Luftschiffes, die Reduktion unserer noch zahlreichen chemischen Elemente auf ein paar Urstoffe — das sind wahrscheinlich nur noch Fragen der Zeit. Es giebt zwar berühmte Gelehrte und große Dummköpfe, welche alle diese Dinge noch bezweifeln; dies ist aber ein Grund mehr, an ihre Wahrscheinlichkeit zu glauben.

* * *

Wunderbar sind die Verkehrtheiten, die, trotz des behaupteten Fortschrittes unserer Zeit, immer noch im Schwange sind. Noch giebt es Schulen, in denen im Wintersemester der Zeichenunterricht früh um acht Uhr ertheilt wird, wo es noch finster ist, während man Nachmittags zwei Uhr, unmittelbar nach eingenommener Mahlzeit, turnen läßt. Eins meiner Kinder bekam einmal in einer Schule, ebenfalls im Winter, häusliche Zeichenaufgaben (!), die also nur bei Lampenlicht zu erledigen waren.

Man duldet noch Schulbücher, die auf Löschpapier mit ganz kleinen Schriften gedruckt sind!

Zeitungen, zu deren Herstellung verbrauchte, unlesbar gewordene Typen verwendet werden, finden immer noch gutwillige Abonnenten.

In Städten mit stinkenden Gossen, mit schlecht gepflasterten Straßen werden von wählenden Philistern die städtischen Vorstände immer noch nach dem politischen Glaubensbekenntnisse, nicht aber nach ihrer Entschlossenheit, städtische Mißstände zu beseitigen, gewählt.

Die Gattinnen von Patrioten sind Sklavinnen der französischen Mode, die alljährlich von einem Dutzend specu-

lativer Flitterkrämer im Verein mit ein paar berüchtigten Halbweltdamen ersonnen wird.

Die Berichterstattung über die Festlichkeiten des Hofes und der Aristokratie bringt uns keine Witzworte bekannter Persönlichkeiten, keine Epigramme und Anekdoten mehr, sondern nur noch Toilettenschilderungen, so daß der Leser den Eindruck gewinnt, ein Damenschneider habe das Referat geschrieben. Daß eine derartige Berichterstattung eigentlich eine Respektwidrigkeit gegen Hof und Aristokratie ist, empfindet der Schneider — pardon! der Referent gar nicht.

Die deutschen Frauen geben sich künstlich den Schein der Ideenarmuth und Geschmacklosigkeit, weil sie sich nicht entschließen wollen, eine eigene deutsche Mode einzuführen, zu der unsere Vergangenheit die reizendsten Vorbilder und Anleitungen liefern würde. —

* * *

Zu allen Zeiten sind die edlen Denker und Dichter von Gesindel aller Art, von Denunzianten und namenlosen Beleidigern, von feigen Verläumdern und brutalen Ehrabschneidern überfallen und angegriffen worden; dies Loos ist weder einem Sokrates und Plato, noch einem Schiller und Goethe erspart geblieben. Je rüpelhafter sich das Gesindel gebärdet, um so reiner strahlt das Ehrenschild des von ihm befehdeten Genius.

* * *

Als man die aufgefundenen, verkohlten und theilweise ganz unkenntlichen Reste der beim Wiener Ringtheater-Brande Verunglückten auf dem Friedhofe der Erde übergab, geschah dies unter Assistenz der Geistlichkeit der verschiedensten Bekenntnisse, und die Hand des römischen Priesters, des evangelischen Predigers, des griechischen Popen, des jüdischen Rabbi, streckte sich unterschiedlos segnend und

weihend über die zahlreichen, bekränzten Särge. So geht in großen, erschütternden Katastrophen der Begriff der religiösen und Racentrennung vor dem alle mit gleicher elementarer Gewalt beherrschenden Schicksal verloren, und die sonst Geschiedenen fühlen sich angesichts des gemeinschaftlichen Unglücks nur noch als Menschenbrüder. —

* * *

Die Annahme, daß wir durch den Tod sofort vom Glauben zur reinen Anschauung, vom Zweifel zum erlösenden Wissen gelangen, hat doch mancherlei Bedenken. Es will mir nicht in den Sinn, daß ein gedankenträger, nur dem Ernährungsprozesse hingegebener Schlingel, der sich Zeit seines Lebens in rohen Sinnengenüssen gewälzt und nie ein metaphysisches Bedürfnis gespürt hat — daß ein solches Menschenthier, auch wenn es im letzten Augenblicke Reue empfindet, durch den natürlichen Akt des Sterbens gleich in eine gottesähnliche Geistesblüthe verwandelt werden und durch eine Art von Transsubstantiation auf eine Höhe der Entwickelung emporgeschnellt werden sollte, der gegenüber ein redlich und ernst strebender Wahrheitsforscher diesseits der Grenze des Grabes nur ein beklagenswerther Ignorant ist. Sollte wirklich der Tod die Kraft haben, aus jedem Dummkopf zauberschnell einen Wissenden zu machen? Natura non facit saltum; ich denke, es giebt auch jenseits der dunklen Pforte eine Stufenleiter der Erkenntnis, und die Evolutionstheorie gilt auch in jenen ewigen Räumen. Als ahnungsreicher Seher läßt Goethe die mater gloriosa zu der Büßerin, die Faustens Unsterbliches belehren will, sagen:

Komm! hebe dich zu höhern Sphären!
Wenn er dich ahnet, folgt er nach. —

* * *

Man tadelt einen Erzähler mit Recht, wenn er sich die Schilderung der Charaktere dadurch erleichtern zu können glaubt, daß er schon im Eigennamen der Personen den Charakter andeutet. Es ist gewiß ein sehr rohes und rein äußerliches Verfahren, einen Geizhals z. B. „Groschenputzer" oder einen Trunkenbold „Saufaus" zu taufen. Für ebenso bedenklich, wenn auch für recht bequem, hält man es, den Personen Lieblingsredensarten in den Mund zu legen, an denen man sie wie an einem „Leitmotiv" erkennt. Werden diese Redensarten sans rime et sans raison angebracht, wie wir das vielfach in den dramatischen Fabrikwerken sogenannter „Possendichter" beobachten können, so hat diese Kennzeichnung eines Charakters keinen höheren Werth als jene significante Namengebung. Man kann aber die Charakterisirung durch dieses Mittel psychologisch verfeinern, indem man die Lieblingsphrase den betreffenden Personen nur dann in den Mund legt, wenn sie dieselbe auch im wirklichen Leben gebrauchen würden. Merkwürdiger Weise wendet ein solcher, unter der Herrschaft einer Redensart stehender Mensch, diese seine Redensart bei scheinbar ganz unmöglichen Veranlassungen an, und gerade deshalb wirkt die Phrase oft so verblüffend oder so belustigend, daß man sie mit Recht als charakteristisch für den Betreffenden bezeichnen und auch in der Kunst verwerthen darf. Um dies mit Schick und Oekonomie zu thun, dazu gehört freilich sorgfältiges Studium und scharfe Beobachtung des Menschen. So kannte ich einen alten, originellen Arzt in Oberschlesien, der es sich angewöhnt hatte, ganz überraschend die Phrase „wenn Sie gütigst erlauben" anzuwenden. Eines Tages saßen wir vor der Mittagsmahlzeit bei einem Glase leichten Ungarweines, und der alte Herr erzählte uns auf seine lebhafte Weise das Mißgeschick, das eben einen unglück-

lichen Maurergesellen betroffen hatte. Er schilderte uns, wie der Geselle über mehrere Leitern nach dem obersten Stockwerk eines Gerüstes emporsteigt, und schloß seinen Bericht mit den Worten: „Und — denken Sie — oben kaum angelangt, wird der Mensch schwindlig, verliert den Halt und stürzt, wenn Sie gütigst erlauben, die drei Stockwerke herunter auf das Straßenpflaster!“ So traurig das geschilderte Ereignis war, der brave Medicus wurde trotzdem für die Art und Weise, wie er es gerade vortrug, mit kaum unterdrücktem Gelächter belohnt. —

* *
*

Sehr treffend sagt Schopenhauer (W. a. W. u. V. II. pag. 428): „Das Leben ist nie schön, sondern nur die Bilder des Lebens sind es, nämlich im verklärenden Spiegel der Kunst oder der Poesie.“ Man stelle sich einen Lügner, Verleumder oder irgend einen Lump irgend welcher Qualität vor und vergegenwärtige sich, daß solch widerlicher Bursch unser Menschenbruder ist, und man wird einen Ekel vor dem Menschen, vor dem Mikrokosmos mit seinen Nichtigkeiten und Niedrigkeiten, empfinden. Nun lasse man solchen subtilen Brandstifter und Giftmörder etwa durch den Pinsel eines Paul Meyerheim, der in der künstlerischen Wiedergabe von Bestien aller Art ein Meister ist, auf die Leinwand bringen und mit allen Kennzeichen seiner Verrohung glücklich ausstatten, und wir haben das schönste, packendste, interessanteste Gemälde vor uns, in dessen wunschlose Anschauung wir uns beglückt versenken.

Deshalb ist die Kunst eine Erlöserin von jedem Leid, auch von der Absurdität des Pessimismus. Das Erlösungsmoment der Kunst ist aber ein kurzwährendes, es ist eben nur ein Moment; in den langen Pausen, in denen wir uns unterhalb des Höhepunktes der begierdefreien Anschauung

bewegen, tritt die größere Schwester, die Religion, an die Stelle der Kunst. Die Religion gewährt die im reinen Glauben wurzelnde, idealistische Erlösung; die Kunst nur die durch Anschauung vermittelte, realistische. —

* * *

Der Gebildete kennt die Kant-Laplace'sche Theorie von der Entstehung unseres Sonnensystemes; und wer von ihr noch nichts gehört hat, der gehe hin und kaufe sich die „Mécanique céleste" des großen Entdeckers der Mond-Atmosphäre. (Im Vorbeigehen will ich bemerken, daß es um einige sogenannte Entdeckungen im Weltenraume eine eigene Sache ist; wir sind neuerer Zeit dem Monde sehr scharf auf den Leib gerückt; wir wissen, daß sein Schwerpunkt nicht in der Mitte, sondern acht Meilen vom Mittelpunkte nach der uns abgewendeten Seite zu liegt, wir haben aber Nichts finden können, was unserer irdischen Luft und unserem irdischen Wasser ähnlich wäre, und nehmen daher augenblicklich an, daß der Mond weder von menschengleichen Wesen noch von Thieren oder Pflanzen, bewohnt ist. In neuester Zeit wollen Einige wieder eine Mondatmosphäre erkannt haben.) Die Entstehung unseres Sonnensystems liefert eine merkwürdige Analogie für die Entwickelungsgesetze auf geistigem Gebiete. In der That, die Kosmogonie des Astronomen gleicht der Entstehungsgeschichte jedes philosophischen Gedankens. Wenn irgend ein großer Gedanke auftaucht, so bringt er die unklaren Hirnnebel der Menge in einen gährenden Wirbel. Dieses kreisende Chaos verdichtet sich immer mehr und mehr; es bilden sich neue Gravitationscentren, und bald verfolgen scheinbar neue Gedanken ihre eigene, selbständige Bahn, die aber thatsächlich nur eine Planetenbahn um den Urgedanken ist, von dem der Gedankenemporkömmling, der Asteroïd, nach wie vor sein Licht

empfängt. Für das Auge oberflächlicher Beobachter entstehen von Zeit zu Zeit immer wieder nagelneue Gestirne am Gedankenhimmel, und die modernen, leicht bethörten Lichtanbeter werfen sich vor den neugeborenen Sonnen auf die Kniee. Der Kenner der Entwickelungsgesetze des Gedankenkosmos entdeckt aber sofort, daß das neu aufgetauchte Gestirn, wenn auch auf weiter Bahn und mit lange währender Umlaufszeit, doch nur um den Urgedanken kreist, daß es ein Kind desselben ist und nur mit erborgtem Glanze leuchtet. So ist die neuere Philosophie ein sprühender Sternschnuppenreigen um ein altes, uraltes Gedankencentrum; mancher geblähte Kopf, der mit seinem eingebildeten Sonnenlichte Staat macht, ist nur der Trabant eines Planeten, auf den er wie auf einen längst überwundenen Standpunkt mitleidig herabsehen zu dürfen wähnt, und dieser sein Planet, dessen Grundstoff ihm erst zur Entstehung verhalf, existirt selbst nur durch den Umschwung um die Centralsonne.

Wir werden nicht viele solcher Centralsonnen im Aether des Gedankenhimmels entdecken; lassen wir Plato und Kant als je eine solche gelten. Aber auch diese gedankenkosmischen Mittelpunkte täuschen über ihre wahre Natur; auch sie stehen nicht fest; auch sie verdanken ihre Verdichtung und ihr blendendes Licht einem für kein bewaffnetes Auge erfindbaren, intelligiblen Centrum, das der moderne Denker X. nennen mag, das sich aber Andere gewöhnt haben, Gott zu nennen.

Daß es noch andere Gedankensonnen-Systeme giebt, beweisen die Kometengeister, die alle Jahrhunderte oder Jahrtausende einmal vor den Augen der staunenden Menschheit vorüberprasseln, mit ihrem außerordentlichen Glanze eine Zeit lang die blöden Sehwerkzeuge der Staubgeborenen blenden und dann wieder in Nacht und Schweigen unter-

tauchen. Wo kommen sie her? wo gehen sie hin? Wir wissen es nicht. Sie sind Flüchtlinge aus weltenfernen Ordnungen, zu denen sie wohl, wenn sie sich nicht unterweges anderen Systemen, Verwirrung stiftend, einpassen, nach zurückgelegter unberechenbarer Bahn zurückkehren. Sie trösten uns, daß, wenn es scheinbar auch noch so bunt und toll an unserem eigenen Gedankenhimmel hergeht, es noch ganz andere Welten giebt, in denen unsere Tagesweisheit vielleicht als Unverstand, unsere Thorheit als höchstes Wissen gelten würde; aber auch sie gehorchen der Gravitation um den gedankenkosmischen Mittelpunkt, und der große Geist, der von dort aus seine Sonnen mit ihren Planeten, Trabanten, Asteroïden, seine Sternennebel und Nebelsterne, seine Kometen und Doppelgestirne, wie farbige Leuchtkugeln in das All warf, sieht sicher befriedigt auf alle Glieder seines riesengroßen Feuerwerkes, das seine Allmacht und Majestät in erhabenen Flammenschriften verkündet.

Es muß einen Standpunkt geben, von dem aus alle Meinungen ihre bedingte Berechtigung haben; wer sich als Trabant erkennt, mag mit Selbstgefühl als Trabant weiter rotiren; für ihn ist seine Bahn die allein richtige und die alleinseligmachende; nicht aber soll er die Sonnen schmähen, die andere Bahnen wandeln; nicht soll er fluchen dem Kometen, der mit seinem flimmernden Schweife seinen Weg unschädlich kreuzt und ihm nur die Lust eines vermehrten Sternschnuppenfalles bereitet. Wer dies eingesehen hat, der ist beseelt von jener herzinnigen Duldsamkeit, die jeden Menschenbruder liebend umfängt, die auch für den muhamedanischen oder buddhistischen Menschenbruder einen Platz im Herzen hat. Und mehr noch. Er duldet nicht nur die anderen Glaubensgenossenschaften, nein, er erkennt ihnen auch bedingte Berechtigung zu, denn sie sind nothwendige

Entwickelungsphasen des großen Gedankenkosmos. Man kann ein überzeugter Christ irgend welcher Denomination sein, und wird dann nichtsdestoweniger, oder vielmehr gerade aus diesem Grunde, der Pagode des Hindu, dem Vihâra des Buddhisten, der Moschee des Islambekenners, die Ehrfurcht nicht versagen. Wer noch Andersgläubige dieser ihrer Heterodoxie wegen gering achtet oder verfolgt, der hat die Religion der Liebe und die Majestät des vielgestaltenden Gottes noch nicht geahnt, das Sternenmeer des Gedanken-Alls noch nicht mit erschauerndem Blicke umfaßt.

Dies gilt vom Glauben, wie vom Wissen; von der Religion, wie von der Naturerforschung. Auch der intolerante Bonze vom Refraktor oder Schmelztiegel soll sich nicht für das alleinige Centrum halten und sich nicht berechtigt wähnen, andere Gravitationscentren, die in der Bildung begriffen sind, zermalmen zu dürfen. Er denke an den Wandel der Zeiten und alles Wissens: die gelehrte Weisheit früherer Jahrhunderte ist heut zum Kinderspott geworden, und die Thorheiten von heute sind vielleicht die Sonnen der Zukunft. Wahrer Glaube und wahres Wissen sind stets bescheiden, liebreich und duldsam; ein zelotisch schimpfender Professor hat stets Unrecht, wenn ihm auch die Zustimmung sogenannter gebildeter Zunft- und Gesinnungsgenossen scheinbar Recht giebt; in Jahrzehntausenden wird man über seine ernsthaften Sätze vielleicht lächeln. Das ist so gewiß wahr, als die ganze Naturanschauung der Alten und ihre Kosmogonie heut als reiner Gallimathias erscheint; unserer vielgepriesenen Tagesweisheit wird es im Jahre 20000 p. Chr. nicht besser ergehen. Auch unsere gelehrten Sonnen werden einst erkalten und als langweiliges, kosmisches Wrack in die Centralsonne stürzen; bleiben wird nur das große X, das aus dem räthselhaften Wirbel des Wollens den kreisen-

den Gedankenkosmos entließ und das wir in seiner göttlichen Unnahbarkeit stets nur ahnen, nie begreifen werden.

* * *

Der lieben Einfalt erscheint Alles auf diesem Erdenrunde selbstverständlich. In einer Unterhaltung, die ich gezwungen mit einem nur dem Essen und Trinken ergebenen älteren Herrn führte, war die Rede auf das Sterben und das Jenseits gekommen. Seufzend hatte ich ausgerufen: „Alles, was uns umgiebt, ist ein Räthsel, und Das, was wir am liebsten wissen möchten, ist gerade am meisten verdunkelt!“ — Ueberlegen lächelnd erwiderte mir der Feinschmecker: „Falsch, mein Bester! Das, was uns umgiebt, was wir sehen und tasten können, das hat nichts Räthselhaftes für uns; wenn wir nur eben so genau wüßten, wie sich die Dinge in jenem unbekannten Lande verhalten!“ — Als ich dazu bemerkte: „Dann wüßten wir eben nicht mehr als jetzt, denn die sichtbare wie die unsichtbare Welt sind gleich geheimnisvoll und unergründlich“, — da sah mich der brave Idiot verwundert an und hielt mich augenscheinlich für nicht ganz zurechnungsfähig. Der Mann war eigentlich zu beneiden. Für ihn enthielt der Text der Natur und des irdischen Lebens keine einzige dunkle Stelle; nur das Jenseits machte ihm einige Skrupel, offenbar weil er nicht wußte, ob man dort auch noch Kaviar essen und Moët et Chandon schlürfen würde; er glich jenem Grönländer, der den Missionar befragte, ob es auch Seehunde und Thran im Himmel gäbe. Man kann in der That behaupten, daß je höher ein Mensch organisirt ist, um so räthselhafter werden ihm auch die allergewöhnlichsten Dinge und Zustände erscheinen. Gottes Sonne geht jeden Tag über diesem Globus auf und bescheint Weise und Tröpfe; der Tropf begrüßt das Licht als etwas sich von selbst Erklärendes, ganz Unfragwürdiges; der Weise

staunt das immer wieder neue Wunder sinnend an, zergrübelt sein Hirn über die Natur des Lichtes und kommt nie und nimmer zu einem befriedigenden Resultate. Die gründlichsten Lehrbücher der Physik und Chemie vermögen auch den scheinbar allereinfachsten Naturvorgang nicht ohne Rest aufzuklären, und je mehr wir lernen, um so mehr erkennen wir, daß wir nichts wissen und nichts wissen werden. Wie wahrhaft unphilosophisch ist ein Kopf, der die Schädel verschiedener Racen mißt oder mikroskopische Diatomaceen studirt oder lebendige Kaninchen schindet, und sich nun einbildet, er habe der Weisheit letzten Satz ergründet und könne seinen miserablen Mikrokosmos mit allen faustdicken Irrthümern und Rechenfehlern an die Stelle der allmächtigen Gottheit setzen! Der Sprung aus der Naturforschung ins Transscendentale, aus der Physik ins Metaphysische, ist allemal ein tragikomischer Todtensprung, bei welchem der ernsthaft scheinende Clown der Naturphilosophie rite den Hals bricht. —

* *
*

Kaum hatte man den dritten Stand emancipirt, sofort bildete sich ein vierter. Jetzt ist man bedacht, die lauter und immer lauter werdenden Forderungen auch dieses vierten Standes zu erfüllen; das Stimm- und Vereinsrecht hat er bereits; nun soll er auch materiell gehoben und der wirthschaftlichen Hoffnungslosigkeit entrückt werden. Das Unternehmen ist lobenswerth und durchaus höchst zeitgemäß; alle edlen Geister sind daran betheiligt, und die soziale Frage steht auf der Tagesordnung aller Parteien.

Man täusche sich aber nicht über die Tragweite solcher Beglückungsmaßregeln. Wenn auch alle ökonomischen Reformpläne gelingen sollten, das Elend wird doch bleiben. Ist der vierte Stand erst wirthschaftlich gebessert, dann wird

sich ein fünfter Stand bilden, und dieser fünfte Stand wird wieder den Hunger, die Hülflosigkeit, die Misere repräsentiren. Das Elend ist eine Hydra; schlagen wir ihr einen Kopf ab, so wächst ihr sofort ein neuer, und dieser neue Kopf kann so jämmerlich heulen und so wüthig beißen, wie die zehn Köpfe, die aus jeder Wunde des Fabelthieres hervorsprießen. Man wird auch seiner Zeit den fünften Stand erlösen; dann wird sich ein sechster bilden. Das anthropologische Grundgesetz dieser Erscheinung heißt: es giebt und wird immer eine Majorität von Menschen geben, die nicht erlöst sein will. Das Glück läßt sich nicht dekretiren, nicht mit Gewalt einführen; der Mensch scheut den Zwang, auch den Zwang zur Zufriedenheit; er will elend sein können. Und so lange ihm dieses Recht verbleibt, wird es auch voll geübt werden; immer wird es Elende geben, sie mögen sich nun Proletarier oder Enterbte, vierter, fünfter oder sechster Stand nennen.

Die soziale Frage kann also ohne Rest nie gelöst werden; in ihren Wurzeln ist sie keine Gesellschafts-, sondern eine Menschheitsfrage. Der Mensch ist zum Schmerz und zum Leiden vorzugsweise veranlagt und prädisponirt; eine staatliche Gemeinschaft Glücklicher ist denkunmöglich. Wenn sich alle sättigen könnten an den Fleischtöpfen des Staates, dann würden Parteien entstehen, welche die Qualität der öffentlichen Mahlzeiten verbessert wünschten; und würde ihnen auch dieser Schlaraffentraum verwirklicht, dann würde der Einfältige auf den Gelehrten, der Unbeachtete auf den Geachteten, der Einflußlose auf den Mächtigen, der Schwache und Sieche auf den Starken und Gesunden neidisch blicken. Immer würde ein unzufriedener, veränderungsbedürftiger, revolutionslüsterner Bodensatz da sein; immer wird es ein Unten und Oben in der Gesellschaft geben, und das Unten

wird immer entschlossen sein, den Wunsch nach Aufbesserung zu verkünden, d. h. die soziale Frage zu stellen. Das Schicksal hat auch uns das unabänderliche „Sint ut sunt, aut non sint!“ zugerufen; in gewisser Hinsicht wälzen auch wir den Stein des Sisyphus, und auch wir schöpfen mit dem Siebe der Danaïden.

Wehe uns aber, wenn wir den Stein nicht mehr wälzen und mit dem Siebe nicht mehr schöpfen wollten! denn dieses nur scheinbar hoffnungslose Wälzen und Schöpfen, das den Zweck nicht erreicht, fördert uns zu ganz anderen, fernabliegenden aber unendlich höheren Zielen; es macht uns innerlich frei, indem wir erkennen, daß nicht die Beseitigung der creatürlichen Beschränkung — denn diese ist unmöglich — wohl aber die Unschädlichmachung derselben durch Entsagung und Hingabe des Ichs an die Allgemeinheit die allein-würdige und heilvolle Aufgabe des Menschen ist. Wir streben nach einem Preise, den wir nie erringen, nach Gütern, die realiter nicht existiren und nur der intelligibeln Welt angehören; aber indem wir diesen vergeblichen Kampf kämpfen, bilden wir uns zu Streitern für ein Reich höherer Ordnung; und so fehlt auch diesem Kampfe, wenn wir ihn redlich, mit reinem Herzen und reiner Hand, führen, nicht der Sieg; jener Sieg, der mit dem Verluste des Ichs das All gewinnt. Ehre darum dem greisen Heldenkaiser und seinem nimmermüden Staatsmann, welche beide diesem hehren Ziele zustreben!

* * *

Man muß in die gesegnete Schule der Schmerzen eintreten, um zu lernen, daß es noch gute, liebenswerthe Menschen giebt. Im Glück, in der Fülle der Gesundheit und des Besitzes, umgiebt uns ein Schwarm von Freunden und Bekannten, mit denen wir nicht einmal gemeinschaftlich

beten könnten. Lieber Menschenbruder, gehe hin und werde krank an Leib und Seele; dulde, darbe, sorge dich, krümme dich unter den Geißelhieben der Pein; dann wird deine Freundschaft und Bekanntschaft zerstieben wie Spreu im Winde, und schaudernd wirst du gewahr werden, daß du allein bist. Aber nicht lange. Bald wirst du einen Samariter finden, der dich tröstet; bald eine Huldin, die dich pflegt und wartet; bald neue Freunde, die treu bei dir aushalten und in deine verschmachtete Seele die lebendigen Wasser neuen Muthes, neuer Hoffnung leiten. Oft erst im Unglücke werden wir glücklich und in der Pein schmerzfrei. Und wir, die wir in den guten Tagen an der Menschheit zweifeln und verzweifeln wollten, lernen sie in den schlimmen Tagen liebgewinnen und dankbar und hoffnungsfroh erkennen wir ihre Gottebenbildlichkeit. Ja, es giebt weit mehr edle, brave, opferfreudige, gute, liebe Menschen, als wir im Glück ahnen! Das ist der Segen des Leidens. Erst das Leid mehrt unsere Erkenntnis; erst im Leid verschönt sich der innere Mensch. Und diese innere Verschönerung tritt auch äußerlich in die Erscheinung; das herrlichste Weib ist erst vollkommen schön, wenn seine Seele vom Schmerz berührt wurde; ohne diese kosmetische Zuthat ist es besten Falles eine lebendige Modepuppe. Der Schmerz ist der Edelrost, der einer Bildsäule erhöhten Werth giebt; er ist der Flaum auf der Wange der reifen Frucht; er ist der Farbenschmelz auf den Flügeln des Schmetterlinges. Gebenedeiet bist du, o Menschenkind, wenn dich ein freundlicher Gott des Segens der Schmerzen theilhaftig werden ließ! —

* * *

In der zahlreichsten und lautesten Gesellschaft befällt uns manchmal plötzlich das Gefühl, als ob wir ganz allein wären. In solchem Falle haben wir leider meistens

Ursache, uns zu fragen, ob wir uns in guter Gesellschaft befinden? Es giebt ein untrügliches Mittel, diese Frage zu beantworten. Wenn man jeder Zeit das Ernsthafteste erzählen, das Heiligste berühren und dabei auf aufmerksame, verständnisvolle Zuhörer rechnen dürfte, dann ist die uns umgebende Gesellschaft eine gute. Dürften wir dies nicht thun, liefen wir dabei Gefahr, verlacht, verspottet oder überhaupt gar nicht verstanden zu werden, dann mag die Gesellschaft vielleicht ausgesucht, geistreich, anspruchsvoll, lebenslustig oder sonst was sein: eine gute ist sie bestimmt nicht. —

* * *

Manche Menschen gleichen jenen schlecht gebundenen Büchern, die trotz des gewaltsamsten Oeffnens und Auseinanderpressens doch immer wieder von selbst zusammenschlagen. Sie gestatten keinen tieferen Einblick in ihr Herz und Gemüth und sind auch bei den Gelegenheiten, wo Andere wie ein aufgeschlagenes Buch vor uns liegen, verschlossen, zurückhaltend und unergründlich. Man muß solchen Menschen nicht allzu weit trauen, denn es giebt eine Reserve, die mehr verdächtig als achtungswerth ist. Sind so zugeknöpfte Gesellen bacchischen Excessen zugänglich, dann bleibt der Wein oft das einzige Mittel, ihnen beizukommen. In vino veritas! Man wird erstaunen, wie unter der Wirkung reichlich genossenen Weines die wahre Natur durch die Maske der Zurückhaltung und Verstellung zum Vorschein kommt. Der diplomatisch schlaue Bursch mit den abgemessenen Formen verwandelt sich dann oft in einen rohen, niedrig gesinnten, ordinären Kerl, den ein für alle Mal laufen zu lassen die geringste Selbstachtung gebieterisch fordert. —

* * *

In unserem schmerzensreichen Leben giebt es Augenblicke der höchsten Einsicht und höchsten Seligkeit, wo uns ein Verständnis davon aufgeht, daß auch unsere Sorgen und Leiden weise Veranstaltungen einer ewigen Liebe sind, die uns sittlich fördern und zur Reife bringen will. Wem solche Auffassung ganz unmöglich geworden ist, wer die Welt nur noch als einen Haufen blind wirbelnder Atome ansieht, der hat aus seinem Dasein den Zweckbegriff verloren und muß sich allerdings für den Spielball eines niederträchtigen, satanisch-rücksichtslosen Zufalls halten. Oft genug freilich wird diese höchste Einsicht und höchste Seligkeit durch Ereignisse getrübt, denen wir anfangs bestürzt und gänzlich hülflos gegenüber stehen. Wenn ein sinkendes Schiff Dutzende von Menschenleben in das feuchte Grab hinunterzieht, wenn ein schlagendes Wetter Hunderte armer Bergleute im Dunkel der Erde erstickt und verschüttet, wenn die stürzende Lawine ganze Dörfer begräbt oder der zürnende Vulkan Tausende von Stadtbewohnern unter seinem Aschenregen verschwinden läßt, dann fragen wir wohl in bangen Zweifeln: wo bleibt hier die ewige Liebe, die weise waltende Vorsicht? und der materialistische Determinist ruft uns triumphirend zu: „Da habt ihr die Illustration zu euren frommen Schwärmereien!“ Wer hat bei solchen Ereignissen nicht schon tief geseufzt und in schmerzlichen Schauern nach einem Sterne ausgeblickt, der ihm leitende Strahlen in das Dunkel sende?

Ein solcher Stern strahlt in unserer eigenen Brust; wir müssen das blöde Auge nur gewöhnen, durch Staub und Dunst hindurchzublicken nach des Sternes nie verlöschendem Glanze. W i r s i n d u n s t e r b l i c h; dies Bewußtsein, diese Thatsache ist der Stern, der uns immer wieder eine Orientirung in dem verwirrenden Wirbel scheinbar

unerklärlicher und unbegreiflicher Ereignisse möglich macht. Aus der Thatsache unserer Unsterblichkeit ergeben sich im Wege einfacher logischer Schlußfolgerung die beruhigenden Sätze: daß es keinen Zufall giebt; daß jene furchtbaren, uns verblüffenden Katastrophen nothwendig waren, um die Entwickelung der sittlichen Weltordnung zu sichern und zu fördern. Nun ist auch die Gerechtigkeit und Allliebe Gottes über jeden Einwand erhoben; und wenn Hunderte von unschuldigen Kindlein mit in den Strudel des Unterganges hineingerissen wurden: kein geistiges Leben geht je verloren! Und frägst du: warum mußten die Gerechten mit den Ungerechten leiden? so erinnere dich, daß alles Staubgeborene für die Transsubstantiation des irdischen Todes bestimmt ist; so oder so mußten alle jene schuldlosen Kindlein doch einmal durch das Räthsel des Sterbens hindurchgehen; aber keines geht je verloren; die in den Katastrophen Verunglückten und die leidtragenden Hinterbliebenen, sie alle steigen wie ein Phönix aus der Asche des Elends und der Schmerzen geistig verjüngt, neu erstarkt, unverweslich verwandelt zu immer höheren Stufen der sittlichen Vervollkommnung auf.

Zu dieser Anschauung bedarf es keines gelehrten Studiums, keiner philosophischen Vertiefung; sie lebt als tröstende Ahnung selbst im Herzen der Einfalt, nur muß für ihre leise mahnende Stimme das Ohr des Menschen nicht taub gemacht worden sein durch das lärmende Jagen nach Gold und Genuß. Ein mir innig werther Denker, der mir trotz mancher tiefgreifenden Verschiedenheit außerordentlich nahe gestanden hat, und von dessen lieber Hand, die bald darauf im Tode erstarren sollte, ich noch einen theuren Brief besitze, der mit überzeugender Zuversicht von der Unzerstörbarkeit des Bandes spricht, das alle strebenden

Geister für die Ewigkeit verbindet, sagt in einem seiner unvergänglich herrlichen Jugendwerke („Die Idee der Unsterblichkeit“ von Joh. Huber): „Die ethische Weltauffassung ist nicht abhängig von einem großen und umfassenden Blicke in das Universum, sie ist die Wissenschaft auch der geistig Armen, die Jeder in dem Maße sich aneignet, als er eben selbst in der sittlichen Reife wächst. Nicht so kann die Weltordnung angelegt sein, daß die Erkenntnis der Wahrheit nur das Privilegium bevorzugter Geister wäre, einem Jeden liegt dieselbe unmittelbar nahe; nicht die Ferne hat er erst zu durchwandern, in sich selbst trägt er die Quelle der höchsten Einsicht.“ —

* * *

Es giebt eine Vorrichtung zu sogenannten Geistererscheinungen: eine schräg stehende Glasscheibe spiegelt dem Beschauer das Bild eines in der Vertiefung unter dem Podium hantirenden Geistes zu, der von einer besonders starken Lichtquelle scharf beleuchtet wird. Aehnlich verhält es sich mit unserer Erkenntnis. Die schräg stehende Glasscheibe sind die uns angeborenen trügerischen Begriffe von Raum und Zeit; das in der Versenkung befindliche, uns abgespiegelte Objekt, das in einem Glanze strahlt, dessen Reflex wir nur vertragen, ist das Ding an sich, die Platonische Idee, das wahre Sein, das Ein und All, der Urgrund der Dinge. Unser schwaches und gern getäuschtes Auge muß sich an dem Spiegelbilde der Erscheinung, der Individuation und des ganzen kosmischen Mysteriums genügen lassen; die ungeheure Mehrheit der Menschen nimmt diesen Schein für Wirklichkeit; die fortgeschrittenen Geister ahnen den Wunderapparat, der diesen Schein hervorbringt, und der Wissend-Gläubige besitzt das unzerstörbare

Bewußtsein, daß hinter diesem abgespiegelten Kosmos ein Gott lebt, der den Spiegel jederzeit zertrümmern kann.

* *
*

In der Philosophie, in der Politik, in der Kunst kommen manchmal die verkehrtesten Richtungen zu einer überraschenden Geltung; das öffentliche Gewissen scheint dann betäubt, das Denkvermögen eingeschlummert, der Sinn für das Schöne gelähmt. In „Wilhelm Meisters Wanderjahren" befindet sich eine Stelle, die dort nur der Wissenschaft gilt, die wir aber mit gutem Rechte auch auf Kunst, Politik und Philosophie anwenden dürfen; sie lautet: „Gewinnt aber auch das Falsche die Oberhand, so wird doch immer eine Minorität für das Wahre übrig bleiben; und wenn sie sich in einen einzigen Geist zurückzöge, so hätte das nichts zu sagen: es wird im Stillen, im Verborgenen fortwaltend wirken, und eine Zeit wird kommen, wo man nach ihm und seinen Ueberzeugungen fragt, oder wo diese sich bei verbreitetem allgemeinem Licht auch wieder hervorwagen dürfen." Möchte Goethe wahr gesprochen haben, und möchte das Morgenroth des Tages bald anbrechen, an dem die sich von Sklavenfesseln befreiende Menschheit das Falsche begräbt und vor dem Wahren andächtig die Kniee beugt! —

* *
*

Flügelschlag rauscht durch die Luft; wie ein Kranichzug kommt es näher und näher; ich blicke nach dem Fenster — und vor demselben lassen sich die Luftdurchsegler nieder und schauen mich mit großen, klugen und geheimnisvollen Augen an. Aber, wunderbar! die Vögel haben Menschengesichter — die Federn verschwinden und Menschenleiber kommen zum Vorschein — die geflügelten Wesen sind Geschöpfe wie wir, nur daß sie sich auf unbegreifliche Weise

fortbewegen und aus Regionen kommen, die uns unzugänglich sind. Gern möchte ich die sonderbaren Wesen fragen, wer sie seien und was sie wollen? aber ihr Blick, ihr merkwürdiger, traumverhüllter und doch so gebieterischer Blick macht jede neugierige Frage verstummen, und nachdem sie eine Weile draußen vor dem Fenster geruht haben, erheben sie sich wieder in die Lüfte und verschwinden bald den ihnen verwundert nachsehenden Augen.

Das Traumbild wechselt. Schwarze Schatten gleiten über die helle, sommerlich vergoldete Wolke, die über meinem Haupte hängt. Es sind Schatten von Körpern, die jenseits der Wolke vorüberziehen. Ein paar Menschen schweben daher — jetzt ein riesenhaftes Thiergebilde — jetzt wieder Menschen, bewaffnet und gerüstet — jetzt Frauen und Kinder — alles schwarz, scharf umrissen, deutlich erkennbar, wie die Figuren in einem Schattenspiel. Wo kommen diese Wesen her? wo ziehen sie hin? wer lehrte sie fliegen? wie können sie da oben athmen? ist denn die Luft auch bevölkert? giebt es auch im Aether Repräsentanten des Mikrokosmos? Keine Antwort wird diesen Fragen — aber der Zug der wunderbaren Wesen dauert fort — immer neue Gebilde tauchen auf, gleiten fragwürdig vorüber und verschwinden im ewigen Raume.

Ich erwache und besinne mich, ob ich nur geträumt habe. Im Laufe des Tages erzähle ich von diesen Traumbildern einem Freunde, der ein Denker ist. Er hört lächelnd zu und gesteht mir endlich ein, daß er selbst ganz ähnliche Visionen schon als Knabe gehabt habe. Es scheint also ein unbekanntes Gesetz zu geben, wonach sich auch die scheinbar individuellsten Vorstellungen des Traumlebens nach ganz bestimmten Mustern und Schablonen gestalten. Ich bin überzeugt, daß kein Denker und kein Dichter je einen Traum

geträumt hat, den nicht schon ungezählte Wesen vor ihm ganz eben so geträumt haben und den ungezählte Wesen nach ihm nicht ganz eben so träumen werden. Selbst in den allergeheimsten und allereigenartigsten Daseinsbethätigungen, als welche wir das Traumleben zu betrachten haben, sind wir niemals Originale, sondern nur die Nachbilder von längst dagewesenen Mustern; das scheinbar Zufälligste ist stets ein Gesetzmäßiges, aber die Formel für die ungezählten Möglichkeiten entzieht sich unserer Erkenntnis. —

* * *

„Haben Sie das wirklich so erlebt?“ Diese Frage muß sich der Autor gefallen lassen, wenn er mit einer Erzählung beim Publikum Glück gehabt hat. Es ist eigentlich ein Zeichen geistiger Roheit, solche Frage zu stellen. Der berufene Erzähler, der sein Amt nicht handwerksmäßig sondern künstlerisch ausübt, also der Dichter, hat alles erlebt, was er berichtet. Ob die einzelnen Bestandtheile einer Handlung äußerlich oder innerlich erlebt worden sind, kommt gar nicht in Betracht. Gewöhnlich wird sich Thatsächliches und Erdichtetes zu einem Ganzen verschmelzen, aber das Erdichtete ist in der Seele des Dichters zu einem Wirklichen geworden, und das Thatsächliche ist durch den Zauber der Dichtung dem Staube der Wirklichkeit entrückt. Wer die letzten Stunden eines zum Tode Verurtheilten wahr und lebendig schildert, der hat entweder einen Menschen in dieser Lage beobachten und sprechen dürfen, oder, was viel wahrscheinlicher und auch für den Dichter viel ergiebiger ist, er hat sich selbst zum Tode verurtheilt und nun die Pein und Qualen des dem Henker Verfallenen am eigenen Leibe oder an der eigenen Seele erduldet. Erlebt hat er also in beiden Fällen das Erzählte; hätte er es nicht erlebt, seine Erzählung würde Niemanden zu der naiven Frage angeregt

haben. Daß aber sogenannte Gebildete immer noch so fragen können und auch ferner so fragen werden, ist ein Beweis dafür, wie unklar die Vorstellungen Vieler von dem Schaffen des Dichters sind, und wie roh und barbarisch viele Leser sich nur an die Fabel halten und für die Klangfarbe des Mitgetheilten kein Ohr besitzen.

Selbst einem Goethe ist diese betrübende Erfahrung nicht erspart geblieben; er spricht die Ansicht aus, daß Autor und Publikum „durch eine ungeheure Kluft getrennt sind, wovon sie, zu ihrem Glück, beiderseits keine Vorstellung haben." Das dreizehnte Buch seiner Autobiographie „Aus meinem Leben" ist in dieser Hinsicht überhaupt sehr lehrreich, und jeder Mensch, der irgend Etwas geleistet oder nur sein Streben treu und muthig für die idealen Güter der Menschheit eingesetzt hat, wird aus diesem Abschnitte den Trost der Unglücklichen gewinnen, nämlich die Erfahrung, Leidensgenossen selbst auf der Höhe menschlicher Lebensbedingungen gehabt zu haben.

Eine andere Pein für jeden selbstständigen Autor sind die pharisäischen und banausisch-beschränkten Hüter der Scheinzucht. Die Goeze's sterben nie aus. Bekanntlich war Goeze, Hauptpastor an der Katharinenkirche zu Hamburg, ein wüthiger Eiferer gegen die Aufklärung, und die Art und Weise, wie er gegen einzelne Schöpfungen unseres großen Altmeisters polemisirt hat, beweist, daß das Genie und die gesinnungstüchtige Beschränktheit in keinem Punkte zusammenzukommen vermögen. So lange es ein sogenanntes Publikum giebt, so lange werden auch die Sokratesse den Giftbecher trinken müssen, und unter den Mitgliedern der sittlichen und ästhetischen Gerichtshöfe werden sich immer Leute befinden, wie der Gerber Anytos. Immer wird die Heuchelei und die Prüderie vergessen, daß wir nur ein Recht

auf Sittlichkeit der Idee eines Dichterwerkes besitzen, daß aber der Autor für keinerlei Handlungen, die sich aus der Idee seines Werkes ergeben, verantwortlich gemacht werden darf. Immer wird sich die brave Bornirtheit bekreuzen, wenn der Schurke in einer Dichtung als Schurke handelt, und wenn der Autor zu vornehm ist, eine unsittliche Handlung durch allerlei zweifelhafte Dunkelheiten oder Gedankenstriche anzudeuten. Dem deutschen Manne, der sich der Sittlichkeit seiner Ziele, der Reinheit seines Strebens, bewußt ist, muß der klare deutsche Ausdruck gestattet sein; das höchste, edelste Schriftwerk, das die Menschheit besitzt, die Bibel, giebt in dieser Hinsicht die gültigsten Direktiven, und von reinstem Feuer beseelte Männer wie Luther haben stets deutsch gesprochen und ihre Gedanken nie hinter frivolen Unklarheiten versteckt. Nur die moralische Fäulnis, die das Paradies willenloser Dahingabe an die Idee verloren hat, verträgt nicht mehr die Nudität des Ausdrucks und verlangt kategorisch das Feigenblatt der umschreibenden Phrase. Dem wirklich Reinen ist Alles rein. Ein gesunder Realismus ist der pikanten Wortspielerei allemal vorzuziehen. Daß der Realismus nichts mit dem Cynismus französischer Naturalisten gemein hat, fühlt jeder anständige Mensch; nur die Giftbecher-mischenden Gerber und Heuchler suchen beides zu identificiren und gegen den Realismus die Anklage auf Zolaismus zu erheben. Mit diesem denunziationssüchtigen Pöbel hat sich das vornehme Schriftthum aller Zeiten herumärgern müssen, und wehe der Epoche, in welcher dieser Pöbel zum entscheidenden Worte käme! Dann würde mit dem freien Worte die Kunst begraben, und eine nichtsnutzige, fratzenhafte, hohle und verlogene Tendenzschmiererei, eine Afterkunst, brächte die Menschheit um die letzten Reste gesunder Gefühle und Gedanken.

Die ästhetischen Heliasten halten für den selbstständigen Dichter, der dem Janhagel keine Concessionen macht, immer den Schierlingstrank bereit; aber das Standbild Goethe's leuchtet in unvergänglicher Schöne aus den Pflanzengruppen des Berliner Thiergartens und trotzt dort der Vergeßlichkeit raschlebender Geschlechter, während die Salbadereien eines Goeze längst zu den Akten gelegt und höchstens noch eine belustigende Curiosität für den Forscher der Sittengeschichte sind.

Der wegen seines Werther verleumdete und verhetzte Altmeister warnt vor dem Vorurtheile, „entspringend aus der Würde eines gedruckten Buches, daß es nämlich einen didaktischen Zweck haben müßte." Ohne Rückhalt sagt er das große und entscheidende Wort: „Die wahre Darstellung hat keinen solchen Zweck." Gegen Nikolai, der den Dichter durch seine Gegenschrift „Die Freuden des jungen Werther" moralisch hinrichten wollte, ließ er jene denkwürdige Erwiderung los:

„Mag jener dünkelhafte Mann
Mich als gefährlich preisen;
Der Plumpe, der nicht schwimmen kann,
Er will's dem Wasser verweisen!

Was schiert mich der Berliner Bann,
Geschmäcklerpfaffenwesen!
Und wer mich nicht verstehen kann,
Der lerne besser lesen!"

Mag jeder vornehme, sittenernste Dichter, dessen Werke durch den pharisäischen Pöbel mißverstanden werden, sich mit dem Goethe'schen Ausrufe trösten:

Und wer mich nicht verstehen kann,
Der lerne besser lesen! —

* * *

Der Mensch ist sich selbst das größte Räthsel der Schöpfung und wohin er auch blickt, überall umgiebt ihn räthselhaftes Dunkel. Ein einziges Mittel hat uns der Schöpfer gegeben, den Weg, den wir wandeln müssen, einigermaßen aufzuhellen: das Licht der Vernunft. Der durch dieses Licht erleuchtete Kreis ist das Gebiet des positiven Wissens, des durch unmittelbare Anschauung oder logische Gedankenoperationen gewonnenen sicheren Erkennens. Dieser erhellte Raum ist unendlich klein gegenüber dem unendlich großen Raume des Nichtwissens, in den wir nur vermöge des Glaubens und der Ahnung eindringen können. Die Polarität der menschlichen Natur ist aber auf beide Gebiete angewiesen; aus beiden entnimmt sie die Mittel zu ihrer Existenz, und einen Menschen ohne allen Glauben giebt es thatsächlich nie und nirgends, so sehr auch die Apostel des Unglaubens uns das Gegentheil zu versichern bemüht sind, denn weder der ungebildetste noch der gelehrteste Mensch macht jemals entschieden Halt an der Grenze des Erkennens. Hat nun Gott einem Menschen ein höheres Maß von geistiger Kraft gegeben, so wirkt er wie ein elektrisches Licht, das plötzlich ein bisher nur durch Gaslicht erhelltes Gebiet in noch schärfere Beleuchtung setzt und gleichzeitig die Grenzen des bisher erhellten Kreises weiter hinausschiebt, so daß ein Stück des früher dunklen Raumes hell und der Horizont weiter wird. Wenn auf diese Weise ein Gebiet des Glaubens in ein solches des Erkennens verwandelt wird und sich nun vielleicht in anderer Gestalt zeigt, als der über die Erkenntnisgrenzen sich hinaus sehnende Mensch erwartet hatte, (man denke an Galilei und das Kopernikanische Weltsystem) so wäre es pure Thorheit, vor dem erweiterten Lichtkreis die Augen zu schließen und etwa wegen Gefährdung des Glaubens den Alarmruf zu erheben;

es wäre nicht nur Thorheit, es wäre Sünde, denn es wäre eine feindliche Auflehnung gegen den von Gott vorhergesehenen stufenweisen Fortschritt der Menschheit. Aufgabe des vernünftigen Menschen bleibt es vielmehr, seinen Glauben mit dem neu eroberten Wissen in Uebereinstimmung zu bringen, denn nicht nur das Wissen nimmt im Laufe der Zeiten zu, sondern auch der Glaube reinigt sich immer mehr von den trübenden Beimengungen des Aberglaubens und wird dadurch stetig vollkommener, edler und beseligender. Leicht erkennt man, daß auch das Christenthum nichts Fertiges und Starres ist, sondern daß es sich mit dem Culturfortschritt der Zeiten, wenn auch unter Festhaltung seiner ewigen Grundwahrheiten ebenfalls fortzuentwickeln und immer neuen Inhalt in sein heiliges Gefäß aufzunehmen hat. Hierbei sei die Bemerkung nicht unterdrückt, daß das elektrische Licht der Wissenschaft immer nur ein bescheidenes Edison'sches Glühlicht ist, daß sich die Erleuchtung in relativ nur sehr geringem Grade steigert, und daß der dunkle Raum jenseits unserer Erkenntnisgrenzen, das Gebiet unseres Glaubens, ein für allemal unendlich groß bleibt. Die wahrnehmbare Welt ist nicht unendlich; sie ist wie alles Gewordene endlich. Unendlich ist nur das Reich des Werdens, des Gedankens. Wo die Wissenschaft endet, da beginnt erst die Phantasie ihre kühnen Flüge, und von diesen Flügen in die Unendlichkeit bringt sie uns das edle Geschwisterpaar der Kunst und Religion mit. Alles mit den Sinnen Erfaßbare kann möglicher Weise einmal durch die Wissenschaft erforscht werden; dann hat die Wissenschaft ihre Objekte aufgezehrt und ihr Ende erreicht; aber, wie die Kunst nie enden kann, da die Phantasieflüge unbegrenzt sind, so ist auch der religiöse Glaube ewig, weil er das unendliche Reich jenseits der Erkenntnisgrenzen zur Domäne hat.

Preyer hat diesen Gedanken in einem beachtenswerthen Essay „Ueber die Grenzen der sinnlichen Wahrnehmung" (siehe „Deutsche Rundschau" 1876. Band VI) weiter ausgeführt. —

* *
*

Das Seufzen ist uns ebenso geläufig, als angenehm, und es soll keine Paradoxie sein, wenn ich behaupte, daß auch im Leiden eine Art von Seligkeit enthalten ist. Das tiefste Seelenweh erfährt der Edle nicht durch das eigene Leiden, sondern durch das seiner Lieben; einem geliebten Wesen nicht helfen zu können, das ist wohl der größte Schmerz, den das menschliche Herz zu erdulden hat. Und selbst in diesem tiefsten Seelenweh liegt Seligkeit; das Beben und Zagen um einen Anderen, das Sich-Zermartern in ohnmächtiger Sorge, das Ringen und Beten für ein geliebtes Leben, das rückhaltlose Sich-dahin-geben, das gänzliche Aufgehen des eigenen Ich in dem Wesen des gefährdeten oder gequälten Geliebten — in diesem wermuthbitteren Kelche ist dennoch ein Tropfen unbegreiflicher Lust, denn die höchste menschliche That ist die Selbstaufopferung, und jede hohe That, wenn sie noch so peinvoll dem kreatürlichen Selbsterhaltungstriebe zuwider ist, bringt uns dicht vor die Pforten des verlorenen Paradieses und läßt uns wenigstens einen Blick thun in das Eden wahrer Wonne.

Kein Mensch verträgt bekanntlich des Glückes Dauer, während er im dauernden Ungemach sehr wohl leiblich und geistig gesund bleiben und ein hohes Alter in Ehren erreichen kann. Wir besitzen eben eine Affinität zum Schmerze, die immer und immer wieder ihr Recht behauptet, ein Schmerzbedürfnis; und die Befriedigung jedes Bedürfnisses bringt ein Lustgefühl mit sich. Der Edle, der durch irgend eine frohe Schicksalswendung sich plötzlich auf die Höhe seiner

Existenz gehoben fühlt, glaubt dies Glück nicht anders ertragen zu können, als daß er sich sofort in Beziehung zu dem menschlichen Elende setzt und einem kranken oder darbenden armen Menschenbruder einen Brosamen von der Tafel des Glückes gönnt. Mit diesem Dankopfer wird er das Elend nicht aus der Welt bannen; er läuft eigentlich nur Gefahr, durch den Anblick fremden Leidens das eigene Glück zu schmälern oder zu vernichten; aber die Affinität des Menschen zum Schmerze ist so groß, daß, wenn er selbst einmal schmerzfrei ist, er sich sofort durch den Schmerz des Mitmenschen an die eigene Bestimmung zu erinnern strebt.

Der Schmerz, zu dem wir geboren sind, ist ein Schöpfungsmysterium. Schon die buddhistische Psychologie erkannte dies, und sie betrachtete den Schmerz als unausbleibliche Folge aus der Natur der menschlichen Constitution. Unsere Körperbeschaffenheit giebt uns mit unseren empfindungsfähigen Organen dem Ansturm einer feindlichen Umgebung Preis; wir sind (nach Bastian „Weltauffassung der Buddhisten") beständigen Reizerregungen ausgesetzt, die, wenn auch mitunter vorübergehendes Wohlgefühl erweckend, schließlich stets in Schmerzempfindung verlaufen und nachträglich desto härtere Schläge versetzen. Jede Pulsation, welche die Blutwelle durch den Körper treibt, jede Stoffumwandlung im Ernährungsprozeß, jede Gedankenregung vermehrt unsern leidensvollen Zustand, treibt den Stachel eines wühlenden Schmerzes immer tiefer in unsere Brust und häuft Schmerzen auf Schmerzen. Der Buddhist, dem es unmöglich schien, „die gesammte Außenwelt in sich zu absorbiren und dadurch unschädlich zu machen", fand nur den einzigen Ausweg, „sich gegen die Außenwelt abzustumpfen, die reizfähigen Fühlfäden, mit welchen die Sinnesorgane an ihrer Umgebung kleben, zu ertödten, so daß die Angriffe

derselben wirkungslos an ihnen abgleiten." „Zu dieser Negation gegen die Wirklichkeit halten sich die Buddhisten berechtigt, da diese ganze Sinnenwelt in aller Buntheit ihrer Formen nur ein Lug- und Truggewebe sei, ein nichtig täuschender Schein, die magische Illusion des Schöpfergottes Mara, der im siebenten, im höchsten der Kama-Himmel thront und die Erdenkinder zu blenden sucht, um sie mit den Verführungen der Sinnenlust zu umstricken."

So richtig die Prämissen sind, so verkehrt ist der Schluß, da doch das erste aller buddhistischen Gebote, die Maitri, die Nächstenliebe, das Erbarmen gegen alle Wesen vorschreibt. In diesem weltumfassenden Erbarmen liegt ja schon die Panacee gegen unsere Veranlagung zum Schmerze. Wenn jenes bekannte „Solamen miseris" es als Trost erklärt, Leidensgenossen zu haben, so ist dies freilich ein egoistischer Trost und deshalb ein unwahrer; wenn wir aber jenen Trost dahin erweitern, daß unsere Leidensgenossen uns Veranlassung geben, für sie zu sorgen und uns zu mühen, gleichviel ob unser Sorgen und Mühen ihnen nützt oder nicht, dann ist der Trost ein stichhaltiger, denn er trägt der wahren Natur des Schmerzes Rechnung und wirft alle buddhistischen Lehren über den Haufen.

Unzweifelhaft unterliegt jeder Mensch zu Zeiten pessimistischen Anwandlungen; aber das Nachdenken über diese geheimnißvolle Natur des Schmerzes wird ihn vor der Zustimmung zu dem lauten Chor der Weltanklage bewahren, und so wird er lernen, auch von dem Baume des Leidens die süße Frucht der Seligkeit zu pflücken. —

* * *

Das Wort von der Sündenvergebung wird sicher von Vielen falsch gedeutet, und die Irrenden bereiten sich auf diese Weise bittere Enttäuschungen. Wenn uns die

christliche Lehre unter gewissen Voraussetzungen die Vergebung unserer Sünden in Aussicht stellt, so ist dies dahin zu verstehen, daß wir unter diesen gewissen Voraussetzungen, obgleich wir uns durch die Sünde von Gott getrennt hatten, wieder der beseligenden Vereinigung mit Gott theilhaftig werden sollen; keineswegs ist aber damit gemeint, daß es Schulden giebt, denen in diesem oder jenem Falle hienieden keine Strafe folgt. Eine Schuld ohne Strafe giebt es nicht; „jede Schuld rächt sich auf Erden", und Schuld bleibt immerdar „der Uebel größtes". Eine straflose Schuld wäre eine contradictio in adjecto. Die Sündenvergebung besteht nicht in der Aufhebung der unmittelbaren Rückwirkung jeder Sünde auf den Sünder, sondern in der Wiederzuwendung der Liebe Gottes an das durch Sünde seinem Gott entfremdete Geschöpf. Diese zwei Momente müssen streng auseinandergehalten werden. Ein geringes Beispiel möge dies erläutern. Eine Mutter verbietet ihrem Kinde, von dem Arsenikgifte zu naschen, das gegen die Fliegen aufgestellt ist, und bedroht das Kind, wenn es gegen dieses Verbot sündigen sollte, mit dem Verluste ihrer Liebe. Nun nascht das Kind dennoch von dem Gifte, bereut aber hinterher seine That, beichtet sie der Mutter und bittet dieselbe, vertrauend und Gehorsam versprechend, um Vergebung. Die Mutter verzeiht und wendet dem reuigen Kinde wieder ihre Liebe zu; sie kann aber die Wirkung des genossenen Arseniks dadurch nicht aufheben; das im vorliegenden Falle verdünnte Gift wird immerhin dem Kinde, wenn auch nur vorübergehenden, Schaden und Nachtheil bringen.

So ist es mit jeder Sünde. Wer einem Laster fröhnt und sich der verzeihenden Barmherzigkeit Gottes getröstet, der macht die Rechnung insofern ohne den Wirth, als Gott ihm zwar unter gewissen Umständen wieder seine Liebe

zuwenden, im übrigen aber die zerstörende Wirkung des Lasters ganz gewiß nicht aufheben wird. Ein Säufer, ein Spieler, ein Lüstling, der sich heute bekehrt, seine sündlichen Triebe bändigt und sich zu Gott zurückwendet, wird als verlorener und wieder gefundener Sohn dem Vater sicher angenehm und willkommen sein; die Folgen seines bisherigen schändlichen Lebens aber werden trotzdem nicht wie durch Zauberschlag verschwinden, sondern die größere oder geringere Schwächung der leiblichen Gesundheit wird fortbestehen und vielleicht niemals ganz verwunden werden. So wie dem Lichte der Schatten, wie der Ursache die Wirkung, so ist der Sünde die Qual gesellt; das ist ein Gesetz, welches Gott selbst gegeben hat und das er keinem Sünder zulieb wieder umstößt; die Sündenvergebung räumt die materielle, irdische Wirkung der Sünde nicht aus dem Wege, sondern sie macht nur den Weg frei, der zu Gottes Liebe und Vatergüte zurückführt.

Dies müßte in der religiösen Unterweisung, die den Kindern zu theil wird, schärfer dargelegt und deutlicher betont werden, dann würde es weniger Christen geben, die gewissermaßen auf Gottes Barmherzigkeit hin die Saat der Sünde ausstreuen und sich mit dem Wahne schmeicheln, daß, sobald sie nur bereuen, aus dieser Sündensaat keine Ernte erwachsen werde. Aber der Tag kommt, wo die Frucht der Sünde reif wird und vom Sünder widerwillig verzehrt werden muß. Man kann in gewissem Sinne also sagen, daß Sünden niemals vergeben werden; zeitlich folgt jeder Sünde die Strafe auf dem Fuße; nur der ewigen Liebe kann auch der größte Sünder, wenn er Buße thut, wieder theilhaftig werden. Aus meiner eigenen Erfahrung weiß ich, daß mir diese Thatsache durch den in der Schule genossenen Religionsunterricht vollkommen verhüllt

geblieben war und erst durch die Bekanntschaft mit dem Grundgesetze der tragischen Kunst aufgedeckt wurde. In der Tragödie muß der Held durch seine Verschuldung untergehen, so sehr er auch durch seine sittliche Haltung unser Herz rührt und der erbarmenden Liebe Gottes würdig erscheint; an dem echten tragischen Helden sehen wir allemal das Gesetz erfüllt, daß jede Schuld zeitlich gesühnt werden muß, wenn wir auch ahnen, daß dem Untergange ein herrlicher Auferstehungsmorgen in der Barmherzigkeit Gottes folgen wird. Auf dieser Thatsache beruht allein die sittliche Läuterung, die Katharsis, die wir vorzugsweise durch die echte tragische Kunst erfahren; dies ist der hüpfende Punkt, aus welchem sowohl die Lebensfähigkeit des Kunstwerkes, wie die wahre Erleuchtung durch die Religion erwächst; hier sehen wir einen der Hauptnerven bloßgelegt, durch welchen Religion und Kunst lebendig verbunden sind. —

* *
*

Manchem werden diese Bekenntnisse eines einsiedlerischen Idealisten vielleicht nicht recht zusagen; kopfschüttelnd dürfte Dieser oder Jener, durch herbe Wahrheit peinlich berührt, der Weisheit des Anachoreten mißtrauen und sich des bekannten Schnaderhüpfels erinnern:

„Das Einsiedlerleben
Das geht mir nicht ein,
I wollt' schon viel lieber
A Zweisiedler sein."

Es giebt einen Optimismus der Thorheit und Leichtlebigkeit, der sich lieber mit der schmeichelnden Lüge befreundet und die Augen, wie der Vogel Strauß, vor den Thatsachen schließt; der im Vollgenuß der Jugend und des Irrthums hinausjodelt:

„Derweil mer jung sein,
sein mer lustige Leut',
zom Weinen und Sündbüß'n
is schon noch Zeit."

Ich meine aber, daß in allen Lebenslagen und Lebensperioden Vernunft noth thut; der Welt gegenüber kann das Geld an Stelle der Vernunft seine Schuldigkeit thun: die Welt betet gern den plumpsten Geldsack als geistreich und bedeutend an; für die eigene Seligkeit ist aber Vernunft unentbehrlich, und so will ich ein nicht minder bekanntes Schnaderhüpfel vom Geld also parodiren;

A Bue ohne Grips
is a Nuß ohne Kern,
wie a Kerzn ohne Licht
in'r Latern'. —

* * *

Kaum eine andere Nachricht hat die wissenschaftliche Welt so erschüttert, als die von dem am 19. April 1882 erfolgten Tode Charles Darwin's. Seine „Entstehung der Arten durch natürliche Zuchtwahl" hat in der Wissenschaft keine geringere Revolution hervorgebracht, als Kant's „Kritik der reinen Vernunft" in der Philosophie. Wie allen großen und bahnbrechenden Männern hing sich auch ihm ein Schwarm flacher und trivialer Köpfe an, die selbst seine bescheidensten Vermuthungen als neu entdeckte Thatsachen ausposaunten und aus seinen Doktrinen den alleralbernsten Materialismus und Atheismus herleiten zu dürfen meinten. Diesen Armseligen standen ebenso kurzsichtige Orthodoxe gegenüber, die einem obsoleten Buchstabenglauben zulieb dem großartigen Forscher den Krieg erklärten und seine unsterblichen Publikationen wahrhaft kindisch befehdeten. Als ob die wahre Religion, die wahre Gotteskindschaft je durch eine wissenschaftliche Entdeckung gefährdet werden könnte! Wer Darwin's Evolutionismus recht begreift, wird nur um so lebhafter die Größe und Majestät des Schöpfers anstaunen, der bei seiner Entwickelung der Erde und ihres

Lebens keiner Katastrophen bedurfte, sondern langsam und sicher das Höhere als Blüthe aus dem Niederen aufsprossen ließ.

Die Kosmogonie des ersten Buches Moses wird freilich bei wachsender Ausbreitung der Transmutationslehre immer mehr als das zu nehmen sein, was sie thatsächlich auch nur sein will: als eine tiefe Allegorie, die nicht naturgeschichtliche Thatsachen, sondern bedeutende und inhaltsreiche Gleichnisse von kosmischen Vorgängen liefert. In diesem Sinne wird Darwin's Lehre erst recht zu einem reineren Verständnisse der heiligen Bücher beitragen. Ehre dem großen und bescheidenen Forscher, an dessen Gewissenhaftigkeit und Selbstlosigkeit sich das ganze Heer naturphilosophischer Schwätzer ein Beispiel nehmen sollte! Diese Narren glaubten, im Jahrhunderte der naturwissenschaftlichen Entdeckungen wäre der Philosophie der Garaus gemacht, und sie könnten ihre Salbadereien an Stelle des exakten Denkens setzen; während selbst die Offenbarungen eines Darwin nur Bausteine für die Philosophie der Zukunft sind, und die größten Entdeckungen im Reiche der Natur erst dann für uns Werth haben, wenn sie der Denker einheitlich zusammenfaßt und zur Gewinnung einer neuen Weltanschauung zu verarbeiten weiß. Die Naturwissenschaft kann einmal aufhören; die Philosophie nie. —

*   *
*

Wir erkennen günstigen Falles immer nur das Gesetz, nach welchem eine Kraft wirkt, aber nie die Kraft selbst. Wie dunkel die scheinbar allereinfachsten Vorgänge sind, beweist z. B. der Akt des Schreibens, dem ich in diesem Augenblicke hingegeben bin. Ich schreibe orthographisch, also mit Bewußtsein, und dieses bewußte Schreiben vollzieht sich dennoch so fließend und zwanglos, daß es seiner mechanischen

Seite nach beinahe ein unbewußtes ist. Nun wird aber nach Ansicht der neueren Physiologie das orthographische Schreiben wahrscheinlich von den infracorticalen Centren des Gehirns geleitet, die mit bewundernswerther Regelmäßigkeit und Zuverlässigkeit prompt und exakt arbeiten, und erst, wenn sich die Hirnrinde in den merkwürdigen Prozeß einmischt, sollen unsere Zweifel entstehen, ob wir ein bestimmtes Wort z. B. mit oder ohne Dehnungszeichen schreiben sollen. Diese Annahme, so plausibel sie dem Einen oder Andern erscheinen mag, ist eben eine Annahme, die wohl schwerlich jemals bis zur Evidenz wird bewiesen werden können. Gesetzt aber, die Sache wäre durch den Beweis entschieden, so wäre wieder nur ein Gesetz klargelegt, die Kraft aber, welche unter bestimmten Verhältnissen eine bestimmte Wirkung auslöst, wäre damit in keiner Weise erklärt. Könnte man die ganze sichtbare und unsichtbare Welt in lauter deutlich erkannte Gesetze auflösen, für die Befriedigung unserer nach dem letzten Grunde dürstenden Erkenntnis wäre schließlich gar nichts gewonnen, denn die Kraft, welches das Gesetz setzt, bliebe dennoch ewig ein Räthsel. Wer dieser Thatsache tiefer nachzudenken vermag, der erkennt selbst in jedem Physischen ein Metaphysisches und seinen Gott kann er nie verlieren. —

* *
*

Unzweifelhaft haben wir alle die Verpflichtung, Anderen von unseren Schätzen mitzutheilen, denn unsere Schätze sind nicht unser Eigenthum, sondern ein Darlehen, das wir im Tode dem großen Weltgeiste zurückgeben, dessen Zinsen aber, so lange wir athmen, nicht nur uns, sondern der Menschheit gehören. Schon vom bloßen Gelde wird dies nur von Wenigen begriffen. Wenn wir die Wesen beobachten, die durch große, oft ungeheure Reichthümer zur bevorzugten

Minderheit der Sterblichen gehören, und wenn wir bemerken, daß die Meisten derselben nur einen im wahren Wortsinn gemeinen Gebrauch ihrer großartigen Mittel machen, indem sie fast alles für sich, für verfeinerte Lebensgenüsse und die unberechenbaren Narrheiten des Luxus und der Mode verwenden, statt in einem diesen großartigen Mitteln proportionalen Maßstabe Liebeswerke zum Besten der darbenden Brüder zu verrichten, dann kriecht uns ein tiefer Ekel vor diesen oft nur gründenden und wuchernden Schooßkindern des Plutus an das Herz, und mit Grauen und Entsetzen gewahren wir, wie fluchwürdig sich der durch Genußsucht und Geiz verrottete Mensch von jeder menschlichen Bestimmung loszulösen vermag. Nicht anders verhält es sich aber auch mit den geistigen Schätzen. Auch diese sind uns nicht blos für uns verliehen. Der Gelehrte, der Künstler, Jeder, der eine besondere Begabung hat, darf sich gegen die Mitwelt nimmermehr abschließen etwa unter dem anmaßenden Vorgeben, daß sie ihn nicht verstehe und ihm nichts zu bieten habe; dies wäre einfach gemeiner Geiz. Der wirklich vornehme Mann wird auch seine geistigen Schätze verschwenderisch unter die geistig Armen streuen, und allen, die keine Gegengabe darzubringen haben, soviel anbieten, daß er sie mehr und mehr zu sich emporzieht. Und wenn er hundertmal gar nicht oder nur falsch verstanden wird, wenn er tausendmal Undank erntet, seine Begabung gehört nicht ihm, sondern der Menschheit, und immer wieder muß er sein Talent in ihren Dienst stellen. Nur einer solchen Auffassung verdanken wir jene Geisteswerke, die von den Lebenden kühl aufgenommen, vielleicht abgelehnt oder gar übersehen werden, die aber in späteren Zeiten und bei aufgeklärteren und weiter vorgeschrittenen Menschen zur vollsten Geltung kommen.

Jeder, der im Leben etwas Besonderes für sich haben und mehr gelten will als seine Menschenbrüder, ist, trotz aller scheinbaren Berechtigung zu solchem Anspruche, doch mehr oder minder ein Flachkopf oder ein unsittlicher Gesell, denn er verkennt oder übersieht absichtlich den wahren Beruf des Menschen. Erst im Nächsten kommen wir zur eigenen Vollendung, erst in der Dahingabe an die Vielheit gewinnen wir unser eigenes Individuum; die Menschheit ist der Mensch im Ganzen, von dem wir nur ein Stück sind; alle Mitmenschen zusammen sind das Complement unserer Persönlichkeit, ohne das wir halbe, unfertige Wesen bleiben. Kein wahrhaft bedeutender Mensch kann und darf sich dieser Thatsache verschließen. Goethe erkennt sie voll an, wenn er den schönen Gedanken ausspricht: „Sehen wir während unseres Lebensganges dasjenige von Andern geleistet, wozu wir selbst früher einen Beruf fühlten, ihn aber mit manchem Andern aufgeben mußten, dann tritt das schöne Gefühl ein, daß die Menschheit zusammen erst der wahre Mensch ist, und daß der Einzelne nur froh und glücklich sein kann, wenn er den Muth hat, sich im Ganzen zu fühlen." („Aus meinem Leben." II. 9. Buch.) Der Gedanke ist schön und wahr, wenngleich die Satz-Construktion nicht auf der Höhe der Goethe'schen Ausdrucksweise steht. — —

* * *

Wie ungenügend alles Schriftwerk ist, das erkennen wir, wenn wir ein Dichtwerk, das uns der Dichter persönlich vorgetragen hat, später im Stillen für uns selbst lesen: so gewaltig ist trotz des liebevollsten Versenkens in das Werk der Eindruck nicht mehr, wie ihn die vor Aufregung bebende Stimme des Dichters erzeugte. Das einfachste, unscheinbarste Gedicht läßt sich durch einen Meister der Deklamation zu höchster Wirkung steigern, während das

bedeutendste Poem, lautlos gelesen, immer an seinem vollen Werthe Einbuße erleidet. Der Dichter selbst wird dies am lebhaftesten empfinden; daher konnte Goethe mit höchstem Rechte sagen: „Schreiben ist ein Mißbrauch der Sprache; stille für sich lesen ein trauriges Surrogat der Rede. Der Mensch wirkt alles, was er vermag, auf den Menschen durch seine Persönlichkeit.“ —

* * *

Es ist etwas Verdienstliches um die Bemühungen, unsern aus den schönsten Kleinoden bestehenden Sprachschatz mehr und mehr von den falschen Schmucksteinen zu säubern, die ihm Bequemlichkeit oder Nachäfferei aus fremden Sprachen beigemengt haben. Wenn aber diese Bemühungen zur Sucht ausarten oder sich auf Gebieten geltend machen wollen, wo sie einfach unmöglich sind, dann wird es dem Einsichtigen verstattet sein, mitleidig mit den Achseln zu zucken.

So hatte ich einmal für ein Journal einen Beitrag über einen Gegenstand geliefert, der, wenn er tiefer erfaßt werden sollte, nothwendig das philosophische Gebiet streifen mußte, und so waren denn auch in meinen „Essay“ verschiedene Ausdrücke aus der philosophischen Fachsprache gerathen. Ein biederer Deutscher, der die Kunst des Denkens bisher wohl gar nicht oder nur „banausisch“ getrieben hatte, tadelte mich wegen jener philosophischen Fachausdrücke und glaubte den Tadel dadurch zu begründen, daß er auf die „deutsche Familie“ hinwies, für die das Journal bestimmt sei und die doch unmöglich aus lauter gelehrten Mitgliedern bestehen könnte.

Die Sache verdient vielleicht zu Nutz und Frommen manches jüngeren Lesers kurz erörtert zu werden. Unschwer wird man erkennen, daß die Forderung, ein Familien-Journal für alle Familien-Mitglieder verständlich zu

schreiben, eine Ungeheuerlichkeit ist, denn zur Familie gehört auch der fünfjährige A-B-C-Schütze, ja der Säugling! Man wird also die Einschränkung billiger Weise gestatten müssen, daß sich ein „Familien-Journal“ nur an die reiferen und gebildeten Mitglieder der deutschen Familie wendet; für den A-B-C-Schützen giebt es Bilderfibeln und für den Säugling den Lutschbeutel. Aber auch unter „gebildeten“ Familiengliedern wird es solche geben, die einer Indianer- oder Criminal-Geschichte mehr Geschmack abgewinnen werden als z. B. einer Untersuchung über den freien Willen, das liberum arbitrium des Philosophen. Nur ein kleiner, ausgewählter Leserkreis wird sich auch Stoffen der letzteren Art antheilsvoll zuwenden; trotzdem wird ein echtes Familien-Journal auch dieses kleineren Kreises nicht ganz vergessen dürfen. Der Einsichtsvolle wird sich also, wenn er ein gutes Familienblatt in die Hand nimmt, des Wortes erinnern: „wer Vieles bringt, wird Manchem Etwas bringen“, und sich dankbar dasjenige heraussuchen, was seinem Geschmacke und Bildungsgrade entspricht, und nur der Unüberlegte wird für seine so und so viel Mark vierteljähriges Bestellgeld die kategorische Forderung stellen, daß alles in dem Blatte für seinen und seiner Gemahlin und Kinder Schnabel gewachsen sei. Gesellt sich zur Unüberlegtheit noch eine gewisse Unverfrorenheit, dann wird der brave Mann vielleicht die Feder ins Tintenfaß stecken und in einem Sendschreiben an die Redaktion, natürlich „anonym“, die Erwartung aussprechen, daß sich der mitarbeitende Gelehrte, Dichter oder Novellist für die Folge genau dem Bildungsgrade der Familie des Abonnenten anzubequemen und bei Leibe nichts zu veröffentlichen habe, was über diesen Bildungsgrad hinausgeht. Er zahlt ja vierteljährig sein Bestellgeld und für dieses gute Geld darf er schon die

Geister kommandiren und eine Verdeutschung philosophischer Fachausdrücke verlangen! Der gesinnungstüchtige Teutone ahnt nicht, daß er Unmögliches verlangt und daß ein Aufsatz, der neuerfundene Wortbildungen statt der bekannten Fachsprache der Weltweisheit brächte, seinem Verständnisse noch um einige Sonnenfernen weiter entrückt sein würde. —

* * *

Ich hatte Gelegenheit, die Stimmübung eines „Schreikindes" vom offenen Fenster aus anzuhören, ohne daß ich das Kind sehen konnte. Ein sehr hoher und lang ausgehaltener Ton erregte mein besonderes Interesse; ohne irgend schwächer zu werden, riß er plötzlich ab und machte einer ängstlichen und wohl zwanzig Sekunden währenden Pause Platz, um nach dieser Zeit mit derselben Kraft und Ausgiebigkeit wieder einzusetzen. Das Kind war, wie der Volksmund sagt, „weggeblieben"; es hatte innerlich zu schreien gar nicht aufgehört; nur eine vorübergehende, krampfartige Störung der Stimmorgane hatte äußerlich die Schreipause hervorgerufen. Gewisse Menschen, besonders rechthaberische und beschränkte Frauenzimmer, verhalten sich intellektuell gerade so wie jenes Schreikind; sie halten ihren Wahn, ihr Vorurtheil, ihre Dummheit, wie einen Orgelpunkt durch alle beredtsamen Bemühungen eines Anderen fest, und wenn dieser Andere ermüdet endlich schweigt und überzeugt zu haben glaubt, dann bricht der Wahn, das Vorurtheil, die Dummheit, wie der weggebliebene Ton des Schreikindes, unbesiegt wieder hervor und erzeugt hier wie dort Verzweiflung oder Resignation. —

* * *

Wenn Dichter und Schöngeister sterben, dann widmen ihnen die Zeitungen und Journale eine mehr oder minder lange Leichenrede; irgend ein stoff- und honorarhungriger

Journalist, der den Verstorbenen im Leben vielleicht einmal von weitem gesehen hat, schlägt schnell ein Schriftsteller-Lexikon auf, entnimmt demselben das Verzeichnis der Hauptwerke des Todten, wo möglich auch noch die Kritik derselben aus der Feder eines anonymen, ebenso stoff- und honorarhungrigen Rezensenten, und aus diesem dürftigen Material baut der schnellfingerige Reporter seinen Nekrolog auf, in welchem dem Verstorbenen alles Mögliche wird, nur nicht — sein Recht. War der also Verarbeitete ein poeta majorum gentium, ein Mann von wohlerworbenen Ansprüchen, dann spielt auch wohl der Finger des Telegraphisten seinetwegen auf dem Hebel des Apparates, und der elektrische Strom trägt die Kunde vom Tode des Dichters blitzschnell hinaus in alle Lande. Dies ist die Art, wie in Deutschland ein Dichter meist erst bekannt wird; der Philister liest das Telegramm, die Modedame blickt gähnend über den Nekrolog hin, und beide fragen einen Dritten: „wer war eigentlich dieser verstorbene X. oder Y.?" So sorgt die dankbare Nachwelt für den Ruhm der schönen Geister. Ich erlasse jeder Zeitungsredaktion, wenn ich gestorben sein werde, die Kosten eines Telegramms und jedem Journale den sonst unvermeidlichen Nachruf aus der Feder irgend eines ungerührten, kühl bis ans Herz verharrenden Mitarbeiters. Wenn meine lieben Landsleute etwas für mich thun wollen, dann mögen sie mich bei Lebzeiten ein wenig lieb haben und die eine oder andere meiner Schriften lesen; nach meinem Tode wolle sich Niemand meinetwegen bemühen noch beunruhigen; ich danke für jeden Nachruf, den Hinz oder Kunz mit Hülfe des Conversations-Lexikons fabriciren sollte — die Leute, die mich gekannt haben und befähigt wären, Zutreffendes über mich zu sagen, sind keine Reporter. —

*   *   *

Mit den Jahrzehnten verändert sich unmerklich der Maßstab, mit dem die Menschen die Dinge messen; mit den Jahrhunderten wird er ein so gänzlich anderer, daß wir uns kaum noch in die Meßkunst unserer Vorfahren zu finden wissen. So nennt Goethe den Kölner Dom ein „Musterbild jener ungeheuren Konceptionen, deren Sinn babylonisch in den Himmel strebte, und die zu den irdischen Mitteln dergestalt außer Verhältnis waren, daß sie nothwendig in der Ausführung stocken mußten". Goethe scheint also die Bauunterbrechung des Domes für eine unvermeidliche und den Dom selbst für ein nie zu vollendendes Unternehmen gehalten zu haben. Heut steht er fix und fertig da, und es schmerzt Einen ordentlich, daß Goethe ihn nicht sehen kann. Dies Verhältnis wiederholt sich bei allen großen Unternehmungen der Nationen oder der geeinten Menschheit. Der erste Spatenstich am Suez-Kanal wurde von Vielen als Thorheit belächelt. Dem Panama-Kanal ergeht es nicht besser. Projecte wie der unterseeische Tunnel zwischen Frankreich und England, wie die Verwandelung eines Theils des nordafrikanischen Sandes in ein Salzmeer, wie die Lenkbarkeit des Aërostaten, gelten heut, am Ende des 19. Jahrhunderts, noch vielfach als Ausgeburten einer erhitzten Einbildungskraft, und kommende Jahrhunderte werden diese Fragen vielleicht spielend gelöst haben und sich über ganz andere Dinge den Kopf zerbrechen. Man soll nichts für unmöglich halten, soweit es sich um die Beherrschung des greifbaren Stoffes handelt; Unmöglichkeiten liegen eigentlich nur jenseits des Stoffes auf dem rein geistigen Gebiete. —

* * *

Zwischen einem edlen Schriftsteller und einem geschäftstüchtigen Verleger wird öfters ein Zwiespalt der Bestre-

bungen bestehen: jener schreibt nur für die Besten seines Volkes; dieser wünscht Bücher zu verlegen, die aller Welt gefallen. —

*   *
*

Man pries und bewunderte die herrliche Aussicht von einem Berge, und die schwärmende Reisegesellschaft bemerkte erst beim Scheiden von dem Aussichtspunkte, daß sich ein Mitglied schon heimlich entfernt hatte. Nach längerem Suchen fand man den Flüchtling abseits mit einem alten Waldhüter im Gespräche. Auf den Vorwurf, den man ihm machte, daß er wegen eines einfachen und ungebildeten Tagearbeiters den seltenen Naturgenuß versäumt hätte, erwiderte er: „Mein Genuß war der edlere: das Interessanteste bleibt immer der Mensch.“ —

*   *
*

Dem Pessimisten der neueren, deutschen Schule erscheint die Erschaffung des Menschen ungereimt; das Wort „Mensch“ ist ihm daher von Rechts wegen ein reimloses. —

*   *
*

In einer Zeit größter materieller Noth und Sorge — (auch mir sind solche Zeiten nicht immer erspart geblieben) — erhielt ich statt der mit Gewißheit erwarteten Hülfe den — Bettelbrief eines armen Schneiderleins, das vergessen und erwerbsunfähig mit seinem kranken Eheweibe in der Dachkammer einer kleinen Provinzialstadt dem Tode entgegensiechte und in seiner Hülflosigkeit sich meiner, als eines möglichen Retters, erinnert hatte. Dieser Brief, den ich erst enttäuscht und verbittert zerreißen wollte, war meine wahre Hülfe; denn bald erkannte ich seine rettende Kraft. Wehmüthig lächelnd sandte ich dem Bittsteller die genau gemessene Hälfte meiner letzten Habe; nach wenigen Tagen erhielt ich einen überschwänglichen Dankbrief des braven

Schneiderleins, und so war uns beiden geholfen: er hatte die äußerste Noth von der Schwelle weisen können, und ich hatte meinen Humor wiedergewonnen und mit ihm die Menschenliebe, die ich enttäuscht schon hatte verlernen wollen. —

* * *

Wie die Schwingungen der Luft je nach dem Grade ihrer Schnelligkeit Töne, Wärme oder Farbenpracht hervorbringen, so erzeugt der Gedanke nach dem Grade seiner Tiefe meist Aber- und Unglauben, dann den Zweifel und zuletzt die Seligkeit völliger Hingabe an den Ewig-Unsichtbaren und Unnennbaren. —

* * *

Der politische Utilitarismus der Engländer, der niemals die Größe und Heiligkeit einer Idee, sondern stets nur die finanzielle Ertragsfähigkeit realer Verhältnisse im Auge hat, führt schließlich auf allen Gebieten zur Unsittlichkeit. England, ohne allgemein gültige Militärdienstpflicht, nur mit Gold geworbene Truppen ins Feld stellend, ist gern bereit, um des elenden Mammons willen Krieg zu führen und Menschenblut zu vergießen; durch seine insulare Lage geschützt, verhetzt es eben so bereitwillig andere Mächte zum Kriege, wenn solcher Krieg ihm die gehörige Handelsausbeute verspricht. Dieser Utilitarismus mag ein Volk reich und scheinbar mächtig machen; wahrhaft geachtet wird es auf diese Weise nicht, und auch seine Macht ist nur eine Scheinmacht, die sich sofort als Ohnmacht entpuppt, wenn seine Zahlungsmittel einmal schwerflüssig werden. Sittlich stark wird die englische Politik erst wieder sein, wenn sich alle britischen Colonien wie reife Glieder von dem Polypen des Mutterlandes werden losgelöst haben; das größte Heil für England wird die Emancipation Indiens sein.

Ein armes, von allen ausbeutungsfähigen Colonien entblößtes, nur auf sich selbst gestelltes England wird der Erde mehr Segen bringen, als das reiche, schachernde und von der Tantalusqual des Golddurstes gepeinigte britische Weltreich, das thatsächlich keiner Culturidee dient, sondern mit seinen Bibeln und Revolvern, Traktätchen und Opiumballen eben nur Handel treibt. Das körperlich und geistig hoch beanlagte englische Volk aber, mit seinen vielen von der deutschen Schwesternation ererbten Tugenden, mit seiner Zähigkeit und Gründlichkeit, seinem physischen und moralischen Muthe, seiner Ausdauer und Spannkraft, ist zu Besserem berufen, als zur materiellen Exploitirung seiner Geschäftskunden in den fünf Erdtheilen; könnte es sich des Krämergeistes entledigen und seine Ziele jenseits der Dollarfrage finden, es wäre einer der berufensten und gesegnetsten Faktoren zur Begründung des Reiches der Vernunft. —

* * *

Im Jahre 1873 verstarb ein edler Mann, der seiner Zeit als Professor der katholischen Moraltheologie an der Münchener Universität in Segen gewirkt hatte. Kurz vor seinem Tode schrieb er — sein Name war Reischl — folgende Seherworte in einem seiner letzten Briefe:

„Die Zeit für das Apostolat der Liebe ist noch ferne, sie wird aber kommen — nach uns! Was wir pflanzen und schützen, ist ein armes zartes Wintergärtchen. Seine sparsamen Blumen geben Zeugniß, daß es einen Frühling und eine Region gebe in der Schöpfung, wo diese Blüthen frei und naturgemäß gedeihen, dieselben, welche wir mit Kunst und wie Ausnahmen pflegen und mit Angst behüten, daß sie nicht, sogar im engen Raume, verkommen und ersterben. Draußen auf dem weiten, weiten Gebiete des gesellschaftlichen Lebens in Kirche und Staat ist es

Winter, Winter auf der Heide. Was der Eishauch durch Gottlosigkeit oder durch Lieblosigkeit nicht getödtet hat, zerstört der Krieg, der Krieg der Waffen und der muthwillig genährte Streit der Geister. Ich habe keine Worte mehr für die Größe unsers Jammers!" — — —

„Die Eine heilige Formel, welche, befolgt, wie ein hehrer Gottesbann, die Zwietracht aus der Welt verscheuchte und uns den Frühling Gottes wachriefe, das süße, längst definirte Wort Jesu: „Liebet einander, wie Ich euch geliebet habe!" — es scheint den Mund, der es spricht, verdächtig zu machen und einen von der sogenannten „guten Sache" Abtrünnigen zu verrathen. — Nun, das muß eben auch getragen werden, auf Hoffnung hin! — Die Liebe ist stärker, als der Tod! — „Wie anders stände es, wenn überall unter den Geistlichen die Erkenntnis verbreitet wäre: daß die Aufgabe des Christenthums nicht in dem muthwillig genährten Streite der Geister, sondern in der thatkräftigen Entfaltung des „Apostolats der Liebe" zu suchen sei." —

Möchten diese herzbewegenden Worte von allen Parteien beachtet werden! Wer der Menschenliebe baar ist, soll nimmermehr auf den Sieg seiner Sache rechnen; man kann für einen Moment jeden Gegner niederräsonniren und scheinbare Erfolge haben; dauernd wird ein solcher Sieg nicht sein, denn nur durch die Liebe werden Geister und Herzen wirklich bezwungen. —

* * *

Die Träumereien eines spiritistisch angekränkelten Gelehrten von einer vierten Dimension, man mag sie nun belächeln oder nicht, eröffnen uns besondere Tiefblicke in den geheimnisvollen Räthselabgrund von Raum und Zeit. Lassen wir die nebulose Theorie einer vierten Dimension einmal kurzweg gelten, so erscheint uns Raum und Zeit

sofort im polaren Gegensatze. Je mehr Raumdimensionen nämlich ein Wesen kennte, um so höher organisirt müßten wir es nennen, denn ein nur eindimensionales Wesen würde uns mit Recht als eines der niedersten und ärmsten Geschöpfe erscheinen. Mit dem erweiterten Begriffe der Zeit verhielte es sich aber umgekehrt. Uns Menschenkindern zerlegt sich die Zeit in den Spuk einer rastlos aus der Zuknnft auftauchenden Gegenwart, die sofort in dem Dunkel der Vergangenheit wieder verschwindet. Gäbe es Wesen, denen sich die Zeit in noch mehr Kategorieen oder Dimensionen zersplitterte, sie würden noch ärmer als der Mensch sein; denn ihnen wäre der geringe Inhalt der Gegenwart noch mehr verkürzt. In Hinsicht der Zeit erscheint uns dasjenige Wesen am reichsten ausgestattet, das nur eine einzige Zeitdimension kennt, denn ihm wäre Alles Gegenwart, es umfaßte Vergangenheit und Zukunft mit dem einzigen eindimensionalen Blicke. Wenn wir eine Vorstellung von Gott zu gewinnen suchen, so geben wir ihm fast unbewußt stets die Eigenschaft der Eindimensionalität der Zeit; ihm ist Alles zeitliche Gegenwart, daher ist er schon durch bloße Anschauung allwissend. Diesem Attribute entspricht aber die unendliche Vielheit der Raumdimensionen: räumliche Allgegenwart; denn Gott muß überall gedacht werden, auch da, wohin wir Menschen nur im Wege des Traumes, der phantastischen Hypothese einer vierten Dimension, hingelangen.

Dem tiefer Blickenden wird es freilich nicht entgehen, daß wir durch eine solche Erweiterung der Begriffe von Raum und Zeit beide recht eigentlich aufheben und den unfaßbaren Begriff der Gottheit erst aus der Zerstörung dieser menschlichen Anschauungsformen gewinnen. —

* * *

Eine Sängerin trug ein packendes Lied handwerksmäßig-richtig vor. Auf meine Frage nach dem Textdichter gestand sie ihre Unwissenheit; sie kannte nur den Componisten. Diese traurige und beschämende Gleichgültigkeit gegen den Dichter ist ein unter deutschen Sängerinnen leider weit verbreitetes Laster. Besonders die einseitige Musiksimpelei, die bei endlosen Tonleitern und Solfeggien den Sinn für die anderen Künste völlig einbüßt, macht sich dieses rohen Undankes gerne schuldig. Ein herzbewegendes Lied kommt nur zu Stande, nachdem der Dichter sein Bestes gegeben hat; der Lieder-Componist verdankt seine Größe nur dem Poeten, auf dessen Schultern er steht. Das weiß manch ein trillerndes Frauenzimmer gar nicht; sie peitscht auch einen besonders „spannenden" Roman durch und weiß nicht, wer ihn geschrieben hat; bei solchen Kleinigkeiten halten sich nur die edleren Geister auf. Der rohe Kitzel nach bloßer Spannung und die völlige Unfähigkeit, die feineren Schönheiten einer epischen Dichtung zu entdecken und zu würdigen, lassen solch eine genußsüchtige, ordinäre Leserin gar nicht zur Besinnung kommen, mit wem sie sich eigentlich unterhält. Eine Sängerin, die ein edles Lied wirklich edel und verständnisinnig vorträgt, hat auch den Text dieses Liedes studirt und lieben gelernt; sie wird auch den Namen Dessen wissen, der sich mit dem Texte in ihre empfindungskräftige Seele geschmeichelt hat. Die andere Art Weiber mag singen und lesen, was sie will; ein echter Poet und Tonsetzer hat sich für sie nicht bemüht. —

* * *

Der brave Alphonse Daudet, dessen liebenswürdige Zauberfeder selbst die dunkelsten Nachtseiten der Gesellschaft mit dichterischem Morgenrothe verklärt, hat an Allem und Jedem in der Welt eine poetische Seite zu entdecken ver-

mocht und den sprödesten Stoffen ein Lächeln abgewonnen, nur mit den bösen Preußen und Deutschen hat ihm dies nicht glücken wollen, und in dieser Hinsicht ist er ganz das unreife, voreingenommene und kindliche Wesen, das jeder echte Chauvinist dem waffenstarken Fremden gegenüber in alle Ewigkeit bleiben wird. Er, der geistreiche und feinfühlige Beobachter, der sorgfältige, bis in die tiefsten Tiefen der Menschenseele die Sonde führende Psychologe, wird durch den Anblick eines Preußen so geblendet, daß er nur noch falsch oder gar nicht mehr sieht; alles Deutsche wirkt auf ihn wie der rothe Lappen, den der Torero dem Stiere in der Arena vor die Augen hält; er fällt sofort zum Stoße aus und verfehlt in blinder Wuth das Ziel. Deutsche Frauen sind ihm ein Greuel, und da ein echter Pariser das Ewig-Weibliche hauptsächlich nach der Toilette beurtheilt, so weiß er seiner etwas phantastischen Königin von Palermo („Les rois en exil“), die am Baier'schen Hofe geboren ist, nichts Vernichtenderes nachzusagen, als: „il n'y avait d'allemand en elle que la raideur de la taille longue et plate, l'expression hautaine du sourire et je ne sais quoi de fagoté, de discord dans la toilette, qui distingue les femmes d'outre-Rhin.“ Da habt ihr es, ihr armen rechtsrheinischen Weiber! ihr wißt nicht, Toilette zu machen, ihr könnt euch besten Falles nur „fagoter“, d. h. geschmacklos herausputzen! Daudet hat es gesagt und Daudet ist ein französischer Dichter, und in jedem Franzosen steckt etwas wie das Genie eines Damenschneiders, eines Confectionisten.

Je näher der gute Daudet der Spree kommt, um so trüber wird sein Blick, und man gewinnt die Vermuthung, daß er die Spreeanwohner nie in ihrem Heim belauscht hat, denn folgende Schilderung der Preußen übersteigt das

Menschenmögliche von komischer Uebertreibung und chauvinistischer Parteilichkeit: „les longues barbes noires, les airs rogues des bords de la Spree masquant des rictus de faunes et des fringales de Tartares“ u. s. w. So heißt es wörtlich in „Numa Roumestan“ bei Gelegenheit der Schilderung des kosmopolitischen Publikums auf einer Rollbahn! Daudet hat das Verdienst, eine ganz neue Species des Geschlechtes homo sapiens entdeckt zu haben: schwarzbärtige Spreeanwohner mit unverschämten Gesichtern, mit Faunen-Rachen und den heißhungerigen Instinkten der Tataren! Daudet schreibt „Tartaren“ — man denkt dabei gleich an tartarus emeticus oder Brechweinstein; — er will damit offenbar andeuten, daß die Spreeathener Talglichte und grüne Seife essen.

Zu solchen Lächerlichkeiten versteigt sich der Revanchekitzel eines rite besiegten Feindes. An einem Daudet schmerzen mich solche Faseleien, denn ich liebe ihn, wie man nur einen Dichter von Gottes Gnaden lieben kann, und ich schätze seinen Roman „Fromont jeune et Risler aîné“ so hoch, daß ich ihm ein besseres Schicksal gegönnt hätte, als von der Akademie gekrönt zu werden, weil den Preisen der braven Pariser Akademie immer ein „je ne sais quoi de fagoté“ anhaftet und sie ein wenig entwerthet.

Es geht mir mit diesen Daudet'schen Offenbarungen über deutsche Frauen und preußische Männer, wie mit De Neuville's Episode aus dem Gefechte von Le Bourget. Auch eine gewaltig packende Composition, ein ungewöhnliches Bild von meisterhafter Farbe, und dennoch — eine chauvinistische Lüge!

Das Bild ist vielfach bei uns besprochen worden, und der geniale Pinsel Neuville's hat besonders die Maler und berufenen Kunstkritiker so bezaubert, daß selbst diese zu

keinem erschöpfenden und gerechten Urtheile kommen konnten. Wilibald König hat in einem Artikel des „D. Mont.-Bl.“ („Ein französisches Bild in Berlin“) zugegeben, daß die Typen der preußischen Soldaten, bei aller Richtigkeit in den Grundzügen, ins Rohe und Brutale gezerrt sind, daß so thierische Gesichter mit abstehenden Ohren und dicken Nasen bei unseren Truppen zu den seltenen Ausnahmen und nicht zu der Regel gehören. Er hat eingestanden, daß der französische Maler seine Feinde ungeschlacht und roh dargestellt und die sonst imponirende Wirkung der preußischen, dem französischen Mindermaß überlegenen Gestalten durch das Aufsetzen unverhältnißmäßig großer Köpfe wieder aufgehoben habe. Ich gehe in meinem Urtheile über diesen Punkt aber noch einen kleinen Schritt weiter; ich finde, daß der links im Vordergrunde auf der Leiter stehende Soldat an eine Art Gorilla erinnert; daß in der rechts von der Kirchthür aufgestellten Gruppe der zweite, vierte, fünfte Mann wahrhaft scheußliche Gesichter haben; daß der achte ein wenig stiermäßig dreinschaut; daß der unter dem Schilde des Eckhauses, rechts neben der Gruppe der beiden Franzosen stehende Soldat ganz gut die Rolle eines Kaliban ohne Maske spielen könnte.

Freilich, ich muß hier gleich eines außerordentlich wirksamen Kunstgriffes des Malers Erwähnung thun: diese Menschenkarikaturen sind so plastisch und so dramatisch-bewegt in Scene gesetzt, das Erschütternde des Momentes ist in der unübertrefflichen Anordnung der lebenswahren Gruppen mit so vollendeter französischer Meisterschaft nadelscharf zugespitzt, daß der befangene Blick des kritischen Beschauers eine Zeit lang wie überwältigt auf dieser wunderbaren Leinwand ruht, bevor er die Fähigkeit gewinnt, den Zauberbann zu sprengen und sich der u n g e h e u r e n Lüge

bewußt zu werden, die sich hier in unnachahmlicher Farbengebung berechnend breit macht und das französische Prestige retten will, das durch den rohen Kraftsieg solcher Bestien, solcher Quasimodo-Visagen, ja gar nicht berührt werden konnte.

Und wenn man nun dem Maler aus einer solchen Verfälschung der historischen Wahrheit — historisch hier gleich anthropologisch gesetzt — keinen Vorwurf machen will, „weil er als französischer Patriot gemalt habe, wie es sein Herz gebot“, so muß ich meinerseits gegen diese, wie es mir scheint, zu weit gehende Indulgenz Protest erheben und das Gemälde der Tendenz bezichtigen. Ja, trotz der unbestrittenen Technik, trotz aller coloristischen Wunder, die der Maler auf dieser farbenprächtigen Leinwand entfaltet hat, ist das Werk Summa Summarum ein Tendenzwerk, dem wir den Preis der höchsten Kunstleistung nimmermehr zuerkennen werden.

Man fühlt die Absicht des Werkes und man wird verstimmt; durch die Löcher der Löwenhaut guckt das Eselsohr der chauvinistischen Spekulation; diese Preußen sind eine Lüge; mit solchen Ochsenköpfen, mit solchen uniformirten Schimpansen hat Kaiser Wilhelm seine Schlachten nicht geschlagen!

De Neuville ist nicht gleichmäßig gerecht; wäre er es gewesen, hätte er es seiner innersten Natur nach sein können, sein Bild wäre ein Bild ohne Gleichen geworden. Der Beschauer eines Kunstwerkes soll, wie Schiller fordert, völlig frei und unverletzt bleiben und aus dem Zauberkreise des Künstlers rein und vollkommen wie aus den Händen des Schöpfers gehen. Eine Kunst, die sich nicht Selbstzweck ist, aus deren unwahren Gestalten irgend ein Appell an nationale Ueberhebung oder Revanchegelüste spricht, ist keine schöne

Kunst mehr; denn nichts streitet, nach desselben Schillers Worten, mehr mit dem Begriff der Schönheit, als dem Gemüth eine bestimmte Tendenz zu geben.

Ich kenne eine erkleckliche Anzahl deutscher Schlachtenbilder, die wenige Jahre nach unseren Niederlagen von 1806 und 1807 gemalt worden sind; wir hatten freilich inzwischen glänzende Siege erfochten und den corsischen Eindringling aus unseren Grenzen hinausgejagt; aber immer noch zitterte der Pfeil in unserer Wunde, den die grausame Hand des früheren Ueberwinders auf uns abgeschossen hatte, denn die Erinnerung an die tiefste Schmach einer Nation läßt sich nicht im Handumdrehen austilgen. Keines jener Schlachtenbilder sucht aber den französischen Gegner dadurch herabzusetzen, daß es ihm Thiergesichter verleiht; im Gegentheil, wir sind *großartig gerecht*, und unsere Maler haben sich immer bemüht, unsere Schlachtfeldfeinde in der edelsten Weise zur Darstellung zu bringen. Man ehrt sich selbst, indem man seinen Feind ehrt; und leichter entschuldigt man seine Niederlage, wenn man dem Sieger *göttliche* Eigenschaften als *thierische* andichtet. Was würde man in Deutschland von einem Maler sagen, der zu Typen der französischen Armee nur den ungeschlachtesten Querkopf der Gascogne oder das absynthgedunsene Gesicht eines Pariser Säufers oder die Gorillafratze eines Turco wählte, wie wir sie in ihrer abschreckenden Scheußlichkeit oft genug zu sehen Gelegenheit hatten? *Ein* Aufschrei der Entrüstung würde ein solches Verhalten bei uns verurtheilen, denn wir sind *unbestechlich wahr*, und so gut wir wissen, daß wir auch herrliche, blondlockige, blauäugige Jünglingsgestalten in den Reihen unseres Heeres haben, ebenso wenig leugnen wir, daß es prächtig-geschnittene, schwarzäugige, intelligente Soldatengesichter im französischen Heere giebt.

Die wahre und schöne Kunst löscht die geographischen Grenzlinien in unserem Herzen aus und befreit uns zu jenem erlösenden Kosmopolitismus, der auch im Bewohner des Nachbarlandes nur den Menschenbruder sieht und ihn mit der Wellenlinie der Schönheit adelt, wenn er ihn auch als todbringenden Krieger bis an die Zähne bewaffnet darzustellen hat. Jener unselig-politische Partikularismus, der einen deutschen Abgeordneten jüngst sogar in den Bewohnern der Provinz Hannover ein „anderes Volk" (sic!) sehen ließ und der in seiner komischsten Ausschreitung am liebsten noch für die Schöppenstädter und Krähwinkler besondere Nationalhymnen komponiren möchte, — er darf in der schönen Kunst keine Rolle spielen; er trübt ihren reinen Spiegel mit seinem vergifteten Hauche und schafft Zerrbilder statt des mit dem Stempel der Ewigkeit gezeichneten Ebenbildes Gottes. Man kann die musikalisch tönendsten Verse schreiben und doch kein Dichter sein, weil den Versen der poetische Inhalt fehlt; man kann die bestſtylisirten Romane verfassen (z. B. die modernen ultramontanen Tendenzromane) und doch von den Grundregeln der Erzählkunst keine Ahnung haben; man kann die packendsten, brillantesten Bilder malen und doch kein Priester der schönen, d. h. erlösenden Kunst sein. Ein Maler, dessen Kind von einem Löwen zerrissen wurde, und der nun bei Verewigung dieser Scene aus Haß gegen den König der Wüste oder aus Connivenz gegen die Gefühle seiner Sippe statt des Löwen einen Esel malt, kann immerhin ein großer Maler sein und den Esel naturgetreu darstellen; aber er ist dann kein großer Künstler, denn er sündigt gegen die Wahrheit, gegen die Mitwelt, gegen sich selbst.

Wir Deutsche lieben es leider, das Fremde über das Einheimische zu setzen und den Industrie- und Kunst-Erzeug-

nissen des Seine-Babels in mancher Hinsicht immer noch den Vorzug vor unseren eigenen Produkten einzuräumen; um so mehr fühle ich mich gedrungen, der Einschränkung des auch von mir getheilten Beifalls für den französischen Maler einen unumwundenen Ausdruck zu geben. Herr de Neuville hat Lob genug bei uns geerntet; dieser kleine Tadel wird seinen Ruhm nicht schmälern, aber er wird, falls er zu seiner Kenntnis gelangt, den Maler wenigstens verhindern, uns für so unglaublich naiv zu halten, daß wir die Verspottung des deutschen Typus, die in seinem tant soit peu satyrischen Schlachtenbilde liegt, nicht gemerkt haben sollten. Für Eines aber sage ich dem tüchtigen Maler noch meinen besonderen Dank: für das hohe Zutrauen zu unserer guten Sitte, zu unserer jedem Fremden großmüthig gewährten Gastfreundschaft, zu unserem unverwüstlichen Takt und Anstande. In der gerechten Würdigung dieser uns ehrenden Eigenthümlichkeit durfte er es unbedenklich wagen, sein Zerrbild der deutschen Armee in der Metropole des deutschen Reiches auszustellen; wir sind so objektiv, so kritisch kühl bis ans Herz hinan, daß wir über dem an uns versuchten Spotte den Applaus nicht vergessen, den wir der großen Leistung des Meisters schuldig sind. —

* * *

Das Schreib- und Sprechwesen hat in der Neuzeit eine beängstigende Entwickelung angenommen. Die städtische Verwaltung Berlins verbraucht im einem Jahre fast 2000 Liter Tinte und dreiviertel Millionen Papierbogen. Wenn man die Reden eines unserer profusesten Parlamentsredner auf einen Papierstreifen in einer einzigen Zeile gewöhnlicher Schrift niederschriebe, so würde dieser Streifen vom Parlamentsgebäude bis zum Monde reichen. Ich wünsche Jedem, der ein so überschwängliches Mittheilungs-

bedürfnis besitzt, daß es ihm besser als seinen Hörern bekommen möge, und ich hoffe, daß der Tag nicht mehr ferne ist, an dem die beste Verwaltung die wenigste Tinte verschreiben und der beste Parlamentsredner die wenigsten Worte machen wird. —

* * *

Wenn Jeder gezwungen würde, das niederzuschreiben, was er in irgend einer Abendgesellschaft im Gespräche mit anderen Gästen zum Besten gegeben hat, welchen Mischmasch geisttödtender Nichtigkeiten, welche Blumenlese von Plattheit und Niederträchtigkeit würde Mancher zu Papier bringen müssen! Und dennoch drängt sich der Durchschnittsmensch in diese „Routs“ und „Thees“ und „Soiréen“, um sich all das dumme, fade, gemeine Zeug, das, wenn es gedruckt wäre, selbst der allereinfältigste Kopf verachten würde, immer und immer wieder vorschwadroniren zu lassen! Der gewöhnliche Mensch hat eben nur die Bedürfnisse und Liebhabereien eines Herdenthieres; wenn er nur im großen Haufen stecken kann, dann erträgt er Langeweile und moralische Mißhandlung jeder Art. Das sind schon edler gezüchtete Wesen, welche die Leere des Salongeschwätzes bewußt in den Kauf nehmen, nur um ein neues seidenes Kleid oder einen neuen, funkelnden Orden der Gesellschaft vorführen zu können; aber — etwas vom Herdenthier haben sie nichtsdestoweniger. —

* * *

Noch einmal Darwin.

Die Deszendenztheorie, d. h. die Annahme, daß unsere heutigen Thier- und Pflanzenarten von den untergegangenen, als Fossilien aufgefundenen organischen Formen abstammen, ist durch den berühmten Forscher auf einen hohen Grad von Wahrscheinlichkeit gebracht worden. Dabei ist aber gänzlich unentschieden, ob die Organismen aus einer einzigen

Stammform abzuleiten oder ob mehrere, ja vielleicht unendlich viele Urkeime anzunehmen sind. Die Affenvetterschaft des Menschen bleibt also vorläufig noch eine kühne Hypothese, die sich allerdings für den wissenschaftlichen Philister, der durch die Gläser seiner Brille die Erscheinungsformen der Gottheit hübsch übersichtlich und handgreiflich gruppirt sehen möchte, als ein Desiderat darstellt. Das Einzige, was kaum noch angezweifelt werden dürfte, ist die Thatsache, daß in der Kette der aufsteigenden Generationen der Lebewesen ein natürlicher Zusammenhang besteht, daß die Thier- und Pflanzenarten, die uns umgeben, sich von ihrem Urkeime aus fortschreitend entwickelt und daß wir für die verschiedenen Arten nicht verschiedene Schöpfungsakte anzunehmen haben. Wer dies nicht einzusehen vermag, wer sich dieser kaum mehr umzustoßenden Gewißheit gegenüber etwa auf den Wortlaut der mosaischen Genesis berufen wollte, der verzichte darauf, an der fortschreitenden Bildung und Aufklärung der Menschheit theilzunehmen und verschanze sich und seine beklagenswerthe Kurzsichtigkeit hinter einem geisttödtenden Buchstabenglauben. Der einsichtige Christ wird sich mit diesen durch Forschung erwiesenen Thatsachen um so lieber befreunden, als sein Christenthum dabei keinerlei Gefahr läuft, und als er vermöge seines Durstes nach Wahrheit und Erkenntnis auch diesen neu erworbenen Schatz des Wissens begierig seinem übrigen geistigen Besitzthum hinzufügen wird, um immer inniger und ahnungstiefer die großen Thaten Gottes anstaunen und preisen zu können.

Otto Zacharias sagt in seinem Nachrufe an Darwin („Vom Fels zum Meer" 1882, Juli) in Beziehung auf die Frage nach einer einzigen oder mehreren Stammformen sehr treffend: „Wie diese Frage nun auch künftig gelöst werden wird, soviel ist schon heute sicher: daß wir nicht im

stande sein werden, jemals zu begreifen, wie die erste empfindende Faser entstand und wo die Willenskraft, der wir allen Fortschritt in dieser Welt verdanken, ihren ersten Ursprung nahm. Hier tritt das Ignorabimus in aeternum in Kraft, weil diese Fragen nicht blos unsere gegenwärtige Kraft, sondern überhaupt die unserem Geiste von der Natur gezogenen Grenzen übersteigen. Der Darwinismus widerspricht dem Glauben, daß der Schöpfer den Keim des Lebens am Anfange der Dinge durch sein allmächtiges „Werde" erschuf, in keiner Weise. Bigotterie und Pietismus haben ganz umsonst ein Geschrei darüber erhoben, daß die Darwinsche Lehre dem christlichen Glauben gefährlich werden müsse. Dies ist um so weniger der Fall, als die Theorie der allmählichen Entwickelung der Lebensformen vielmehr dazu anleitet, die unbegreiflich große Güte und Weisheit einer so oder so zu denkenden Weltenregierung demutsvoll zu bewundern."

Wir schließen uns dieser Ansicht aus ganzem Herzen an. Bigotterie und Pietismus haben sich stets als Feinde der Wissenschaft und Aufklärung, aber auch als Feinde wahrer Religiosität erwiesen, denn letztere sucht überall die Wissenschaft, deren Mutter sie ist, liebevoll ans Herz zu ziehen. —

* * *

Einer der sonderbarsten Ansprüche gewisser Musikenthusiasten liegt in der Behauptung, daß die Wagner'schen Textdichtungen ohne Rücksicht auf die Schwesterkünste (Musik und scenische Darstellung) nicht beurtheilt werden dürfen. Diese Forderung beruht auf einer fast komischen Verwechselung der Begriffe. Hätten wir eine einfache Liedcomposition zu prüfen, zu welcher der Componist auch die Worte gedichtet hätte, so könnte der zwiefache Autor mit Recht rufen: „Du darfst mein Lied nicht blos nach dem Texte beurtheilen; Du

mußt es singen oder singen hören, und dann erst wirst Du im Stande sein, die volle Wirkung meines Werkes zu erproben.“ Niemand wird gegen solche Forderung Widerspruch erheben, und es ist sehr wohl denkbar, daß auch die schwächlichste Textdichtung durch die geniale Tonschöpfung eines Meisters wirkungsvoll wird, daß ihre Schwächen durch die Musik verschleiert und kaum mehr als störend empfunden werden. Man erinnere sich nur an Mozart's Zauberflöte; was hat der unsterbliche Tonsetzer aus diesem elendesten aller Texte zu machen verstanden! Diese Forderung, Wort und Ton als untrennbares Ganzes zu betrachten, hat aber dem Kritiker gegenüber ihre Grenzen; denn ein tüchtiger Componist kann selbst bloßen Solfeggien den Charakter eines bestimmten Tonstückes geben; er kann zu den ödesten La-la-la's eine Musik schreiben, die Trauer, Freude, Trost oder Verzweiflung ausdrückt; er wird dann aber nicht beanspruchen, daß diese La-la-la's schon an und für sich irgend welchen Kunstwerth besitzen. Richard Wagner führt uns mit seinen Textdichtungen direkt auf diese Betrachtung. Er hat in seinen Musikdramen eine neue Kunstform geben und mit der alten Oper brechen wollen, die mit ihren entsetzlichen Texten das Ungeheuerlichste von Plattheit bot und einen Rachechor ungefähr singen ließ: „ich schwöre, du schwörst, er schwört, wir schwören, ihr schwöret, sie schwören!“ Daß diese neue Kunstform dem Meister gelungen ist, daß er in seinen Musikdramen die edelsten und tiefsten Stoffe außerordentlich wirksam in Scene setzt, daß er das Publikum mit elementarer Kraft zu packen und fortzureißen versteht, wir wollen es immer und immer wieder dem großen Todten dankbar bestätigen. Wenn aber Jemand mit seinen Schöpfungen so hohen Zielen nachjagt, wenn er ihnen, namentlich im Gegensatze zur alten Opernschablone, eine

tiefere Bedeutung auch in textlicher Hinsicht beilegt, so wird er sich nicht beklagen dürfen, wenn man diese Texte auch selbständig prüft und sie in Hinsicht ihrer Exposition, Ver- und Entwickelung, ihrer Scenenführung und Sprache einer kritischen Würdigung unterzieht. Den selbständigen Text als ein Rührmichnichtan für den Kritiker erklären und gebieterisch verlangen, daß man nur die Wirkung des auf der Bühne gesungenen und gespielten Textes betrachten darf, d. h. sich einen Freibrief auf alle möglichen Verstöße gegen die Gesetze der Dichtkunst ausstellen und sich ein Recht selbst auf stilistische Fehler anmaßen. Dies ist die Grenze, über die wir dem unzurechnungsfähigen Enthusiasten nicht zu folgen vermögen; wir verlangen auch vom Texte des Musikdramas, daß er sich nach Inhalt und Form den ewig gültigen Kunstgesetzen füge, daß er verständlich, dichterisch schön, frei von Plattheiten und Absurditäten sei und, wenn nur gelesen, nicht abstoße und verletze. Will man diese Forderungen nicht gelten lassen und etwaige Verstöße gegen dieselben immer mit dem musikalischen Mantel der Liebe zudecken, dann kommt man nach und nach auf den Standpunkt der alten Oper zurück, deren jämmerliche Texte man gerade verabscheut und bekämpft.

Das Recht des Kritikers auf die Schätzung des bloßen Textes eines Musikdramas wird sich also trotz aller Bewunderung für den großen deutschen Meister und Bahnbrecher nicht forteskamotiren lassen, und jene sonderbaren Schwärmer, die den Text des „Ringes der Nibelungen“ oder des „Parsifal“ für Tabu erklären und nur in Rücksicht auf Musik und scenische Darstellung dem Kritiker preisgeben wollen, werden kaum im Stande sein, diesen ihren Standpunkt als dem Wesen der Kunst entsprechend zu rechtfertigen. Richard Wagner ist zudem ein so gewaltiger, bühnenerfahrener

Dramatiker, daß er eine Prüfung seiner Textdichtungen auf ihren dramatischen Gehalt kaum zu scheuen hat; nur in Einem zeigt er seine sterbliche Schwäche und kreatürliche Beschränkung: er, dem die gütige Natur den Zauber seltenster Töne verlieh, er muß des Zaubers des Wortes entbehren; sein Ohr, das Höhe und Tiefe eines Tones sicher um ein Komma unterschied, ist taub gewesen für die Musik der deutschen Sprache. Mit der Wiederbelebung alter Mythen und Sagen hat er auch in schrullenhafter Weise alte, abgestorbene Wortformen ins Leben zurückgalvanisirt und sich eine Mischsprache, einen Jargon geschaffen, der mehr den verblüfften Zweifel als die zustimmende Bewunderung des Hörers herausfordert. Man wird unbedenklich auf diese Schwäche des Musikdramatikers hinweisen dürfen, ohne sich deshalb dem Verdachte auszusetzen, daß man unempfänglich für die staunenswerthen und unsterblichen Leistungen des Tonsetzers sei; man wird rückhaltlos aussprechen dürfen, daß Richard Wagner ein großer Dramatiker und Tondichter, aber, was seine Texte anbetrifft, kein Wortdichter war. Die bis zum Ueberdruß aus seinem Nibelungenringe angeführten Stellen:

„von vielen gefall' ich wohl einer;
von einer kies'te mich keine!“

oder:

„glühender Glanz entgleißt dir weihlich im Wag!“;

Satzconstruktionen, wie die folgende:

„Siehst du, nun fällt
auch selbst mir ein,
was zuvor ich umsonst besann:
wenn zum Wald ich laufe,
dich zu verlassen,
wie das kommt, kehr' ich doch heim?“,

Kakophonieen, wie:

„so hieß mich die Mutter
möcht' ich dich heißen;"

Wortbildungen, wie: „den Huien führen",
oder: „ein Schwert zu ganz schweißen",
oder: „mit Bappe ein Schwert backen",
oder: „erquicken mit quekkem Trank",
oder: „ein Feuer, das den Fels umbrann";

der wahrhaft scheußliche Ausruf Siegfried's:

„Dich lieb' ich:
o liebtest mich du!
nicht hab' ich mehr mich:
o hätte ich dich!";

die bis zum Ohrenzwang unzählige Male wiederkehrenden Worte „hehr" und „Wonne" und die „neidlichen, freislichen und mordlichen" Adjektive — alles dies wirkt abstoßend, verwirrend, und in hohem Grade peinlich, und Hieronymus Lorm hat einmal, den Stabreim boshaft nachahmend, diese Texte „blühenden Blödsinn" genannt. Seien wir ehrlich: diese Texte sind stellenweise in der That fürchterlich, und so sicher und treffend der Meister den musikalischen Ausdruck handhabt, so spröde und ungefällig erweist sich ihm gelegentlich die deutsche Sprache; die geniale Faust des seltenen Mannes packt dann ungeduldig-grimmig zu — was nicht biegen will, muß brechen — und so werden unserer Muttersprache die Sehnen zerrissen und die Gelenke ausgedreht.

Die Gerechtigkeit erfordert, anzuerkennen, daß wir auch einmal auf eine wahrhaft dichterische und herzbewegende Textstelle treffen; solche Stellen sind aber selten, sie machen den Eindruck, als ob wir sie nur einem glücklichen Zufall verdanken, und sie beweisen gerade durch den Contrast, daß Wagner hinsichtlich des Gefühls, der Phantasie und

Schöpfungskraft ein großer Dichter, daß ihm aber das Wort als Medium seiner dichterischen Intuitionen in der Regel versagt ist.

Wer aus Text und Ton untrennbare siamesische Zwillinge machen, wer sie so miteinander verfilzen will, daß die kritische Sonde nirgends mehr einzudringen vermag, der will wohl nur die oben erhärteten Thatsachen aus Vorliebe für den Meister verdunkeln helfen. Richard Wagner's Verdienste sind aber heut so allseitig anerkannt, sein Ruhm strahlt so hell und ungetrübt, daß er so gefährlicher Freunde nicht bedarf; gefährlich sind diese Freunde, denn wer die angeführten Textstellen etwa bewundern oder sie wenigstens durch die Theorie von der Untrennbarkeit des Wortes von Ton und scenischer Darstellung beschönigen wollte, der würde einfach seine kritische Unzuständigkeit in Sachen der Dichtkunst beweisen. —

* * *

Ein junges Mädchen, das sich mit dem schaulustigen Janhagel um die Wette in jede Kirche drängt, in der gerade ein neu verbundenes Paar den priesterlichen Segen empfängt, muß dies, wenn sie weltklug ist, möglichst incognito thun, denn wird sie von den heirathsfähigen Männern bei dieser ihrer Neugier ertappt, so läuft sie Gefahr, niedrig taxirt und bei der Auswahl tüchtiger Ehegattinnen übersehen zu werden. Im Französischen giebt es eine bedeutungsvolle Aehnlichkeit des Wortlautes zwischen einer curieuse und coureuse; solch ein schausüchtiges, durch die Gassen stürmendes Frauenzimmer würde auch bei keiner Hinrichtung fehlen, wenn wir noch öffentliche Hinrichtungen hätten. Im Allgemeinen bleibt ein taktvolles, sittig erzogenes Mädchen von da fort, wo sie nicht eingeladen worden ist. Mütter, welche ihren erwachsenen Töchtern ein so mänadisch-tolles

Hinzudrängen zu Schaustellungen aller Art gestatten, bringen sich selbst und ihren weiblichen Nachwuchs um den wünschenswerthen Credit und erziehen die schlecht überwachten Mädchen für das große Heer der alten Jungfern. —

* * *

Jahrhunderte lang dauert es, bevor ein Wahn, ein Aberglaube als solcher erkannt und von der Menge aufgegeben wird. Die Volksseele ist wie die Seele eines Kindes unbefangen, reflektionslos, leichtlebig und leichtgläubig. Jahrhunderte lang hat man Hexen verbrannt, Juden als Hostienschänder und Brunnenvergifter gehetzt und die Folter als Zwangsmittel zur Erlangung wahrer Aussagen vor Gericht angewendet; der gesunde Menschenverstand lag in Schlafsucht und, durch die Schlummerarien von Mönchen und Prälaten betäubt, empörte er sich nicht gegen Wahn, Dummheit und Gemeinheit. Es mußte erst irgend ein erleuchteter Kopf geboren werden, dessen revolutionärer Geist sich gegen die Dummheit und Niedertracht auflehnte und der der Menge das erlösende Wort sprach.

Noch heute stecken wir bis über die Ohren in Vorurtheilen und nichtsnutzigen Wahnvorstellungen, und die großen Männer der Zukunft werden noch zahllose Gelegenheiten finden, das Zauberwort zu sprechen, welches die Menschheit wieder um eine Stufe höher hebt und sie beschämt auf die Bräuche einer glücklich überwundenen Vergangenheit zurückblicken lehrt. Wehe aber denen, die sich solcher menschheitlichen Entwickelung widersetzen, den niederen Instinkten der Menge schmeicheln und die Nacht des Wahnes noch finsterer machen wollen! Wehe denen, die scheinheilig die Finsterniß Licht nennen, statt der Liebe den Haß predigen und statt des Fortschrittes den Rückschritt in den Schlamm und Wust des Mittelalters! Sie werden immer einen

scheingeblendeten kritiklosen Haufen finden, der ihnen nachläuft und Hosianna schreit; aber besser wäre ihnen, sie wären nie geboren! Zu den Dummheiten einer überwundenen Vergangenheit gehörten auch die Ordalien. Wer einer Schuld bezichtigt worden war, konnte sich im gerichtlichen Zweikampfe mit seinem Kläger reinigen; man setzte eben voraus, daß der ewige Gott der Weisheit sich an der Rohheit dieses Verfahrens betheiligen und dem Unschuldigen den Sieg verleihen würde; da aber der hohe Himmelsherr dies gewöhnlich nicht that, so unterlag in zahlreichen Fällen die Unschuld, und der feige Verleumder ging als Sieger hervor. Diese Ordalien wurden auch Weibern gegenüber angewandt; da diese nicht gut mit dem Schwerte dreinschlagen konnten, erfand man die Probe des geweihten Bissens, des Bahrrechtes, die Feuer- und Wasserprobe und ähnlichen Unsinn. Diesen Gottesurtheilen und sogenannten Unschuldsproben konnte ebenfalls nur unter Assistenz eines heuchelnden oder bornirten Mönchthums das Leben gefristet werden. —

*   *   *

Der innerste Kern des wahren, beseligenden, durch keine mönchische Zuthat entstellten Christenthumes ist reinste, edelste, geläutertste Weisheit, ist höchste Philosophie. Das Christenthum zeigt von allen Cultusarten am deutlichsten, wie Religion und Philosophie sich niemals ausschließen, sondern sich vielmehr innig durchdringen und reife Früchte eines und desselben Baumes sind. Das Christenthum, wie es heute, mehr oder minder verändert, von zahllosen Sekten in allen fünf Erdtheilen gelehrt wird, muß, wenn es zu seiner kräftigsten und schönsten Wirkung gelangen soll, erst immer wieder durch das Filtrum der Philosophie, sich reinigend, hindurchgehen. Die alleinseligmachende Rechtgläubigkeit und der anklagesüchtige Bekenntnisstolz geben dem Christenthum

gern etwas Herbes und Unduldsames, das zur innersten Natur desselben in einem unerträglichen Widerspruche steht; erst die philosophische Schulung des Geistes neutralisirt diesen herben Beigeschmack und stellt die christliche Lehre in ihrer ursprünglichen Milde und Liebeshoheit wieder her. Daher sehen wir gerade diejenigen Christen am heftigsten gegen die Philosophie eifern und die freie Wissenschaft verdächtigen, die noch selbst in einem lieblosen, unduldsamen Christenthum befangen sind, während der Mann mit dem philosophischen Kopfe und dem christlichen Herzen Alle in Liebe gewähren läßt, der freien Wissenschaft auf ihren kühnen Flügen Glück wünscht und sich jenes Wortes Gamaliel's getröstet: „ist das Werk aus den Menschen, so wird es untergehen; ist es aber aus Gott, so könnet ihr es nicht dämpfen." — Christliche Männer in einflußreichen Stellungen müßten eigentlich, bevor man ihnen solche Stellungen anvertraut, immer erst ein Rigorosum in der Philosophie bestehen; der philosophische Kopf wird stets das mindeste Unheil anrichten, weil er nie bestrebt sein wird, Andersdenkende unduldsam zu verfolgen, wohl aber sich bereit zeigen wird, auch vom Gegner zu lernen. Der unphilosophische oder philosophiefeindliche Christ — er ist eben eine contradictio in adjecto und eigentlich kein Christ mehr — wird stets das Banner des Hasses und der Verfolgung flattern lassen und Alles bekämpfen, was nicht blind und überlegungslos auf die Paragraphen seines Credo schwört.

So giebt es auch unphilosophische Wissenschaftler, die kurzsichtig und intolerant ihre Thesen zur Glaubenssache machen und die Gegner ihrer Induktionen als Ketzer denunziren. Diese Männer müssen erst Christen werden, um Bescheidenheit und Mißtrauen gegen ihre eigene Unfehlbarkeit zu lernen.

Philosophie ist die Blüthe des Menschengeistes; auch für den gebildeten Christen ist sie ein unentbehrlicher Schmuck und das Erkennungszeichen, daß auch ein Andersgläubiger bei ihm liebevolle Nachsicht und menschenwürdige Aufnahme zu erwarten hat. Er, der Heilige, der erbarmensreiche Menschensohn, der für uns sein Haupt am Kreuze neigte, er hat mit den damals verachtetsten Mitgliedern der Gesellschaft Umgang gepflogen, mit Zöllnern und Sündern zu Tische gesessen, tiefstgewurzelte Vorurtheile über den Haufen geworfen, eine bornirte Sabbathsheiligung durchbrochen und die Liebe auch der Feinde gepredigt; er ist der erste Philosoph der Welt gewesen, und das Licht, das er uns gebracht hat, soll uns keine Irrlehre auslöschen! —

* *
*

Die zahllosen Gesichter, in denen sich nur Erwerbstrieb und Vergnügungssucht und die Abwesenheit jedes ernsten und tieferen Gedankens abspiegelt, mögen noch so blauäugig und noch so rothwangig sein, für den Menschenkenner bleiben sie gemein und verletzend. Wer hat nicht schon mit innerstem Verdrusse, mit Scham und Ekel, jene weibischen Stutzer und Zierbengel gesehen, die mit sauber gescheiteltem, gebranntem und fettglänzendem Haupthaar, mit selbstzufriedenen und herausfordernden Grimassen, in geschmacklose Kleider nach dem neuesten Schnitte gehüllt, das Plaster treten und in Theatern und Kunstreiterbuden nach jedem Backfisch lorgnettiren? Oft haben solche Schlingel, trotz durchschwärmter Nächte, eine blühende Gesichtsfarbe, aber sie gestattet keinen Schluß auf Gesundheit des ganzen Menschen, sondern ist nur das brutale Aushängeschild einer selbst durch die tollsten Ausschweifungen ungestörten Verdauung und eines durch keine Gedankenarbeit beeinträchtigten Schlafes. Diese hohlen Vergnüglinge sind übertünchte

Gräber voll von Moder und Verwesung; es sind Attrapen, die nur zu leben scheinen und denen der geistige Inhalt fehlt; sie bilden das Ideal der Köchinnen und Kellnerinnen, und ein junges Mädchen gebildeter Stände, das an solchen Fant ihr Herz verliert, ist sehr urtheilslos und sehr zu beklagen. Männliche Schönheit wird nur durch ein Gesicht vertreten, dessen ernste und schmerzberührte Züge verrathen, daß der Geist, der hinter der reinen Stirn wohnt, sich an der Lösung des Welträthsels vergeblich versucht hat; nur durch den erschütternden Schliff an den Gegensätzen und Paradoxieen des Lebens und der durch dasselbe gesetzten Gedankenarbeit wird der Kiesel der männlichen Erscheinung zum Brillanten.

Alle Stände oder Berufsklassen liefern solche Mode-kupfer-Visagen; man braucht nur in die bestbesuchten „Salons" der Haarkräusler zu gehen und kann sie zu Dutzenden finden, wie sie, in Frisirmäntel gehüllt, gähnend und gedankenlos vor dem Spiegel sitzen und ihren üppigen Haarwuchs dem Brenneisen des Haarkünstlers darbieten. —

* * *

Lustig schimmerten die farbigen Papierlaternen über unseren Häuptern, und der erfrischende Hauch des ungewöhnlich kühlen Sommerabends trug nur zur Belebung der allgemeinen Unterhaltung bei. Wir speisten an langer Tafel in einer offenen Gartenhalle. Mein Nachbar zur Linken, ein jüngerer Herr in langem blauseidenem Gewande und ärmellosem Ueberrocke aus braunem Seidendamast, hatte seinen Fächer neben sich gelegt und zerkleinerte sein Fischgericht mit der silbernen Gabel und einer Weisbrotrinde in gewandter europäischer Manier. Nachdem er sein Gläschen Erdbeerbowle verständnisvoll geleert hatte, drehte er sich in lebhafter Wendung nach mir herum, so daß sein langer schwarzer Zopf, dessen Ende in zwei feine schwarz-

seidene Quasten auslief, über die Stuhllehne flog, und sagte in fließendem, wenn auch eigenthümlich gefärbtem und viele Gutturaltöne enthaltendem Deutsch: „Dieses Getränk schmeckt vortrefflich; das kennt man bei uns in China nicht.“

Nun entspann sich zwischen mir und meinem formensicheren Nachbar eine Unterhaltung, die mich mehr und mehr mit Staunen und Bewunderung für die eminente geistige Begabung dieses Sohnes des himmlischen Reiches erfüllte. Wir blieben keineswegs bei den nächstliegenden Gesprächsobjekten stehen, sondern streiften mit Leichtigkeit und zu hoher gegenseitiger Befriedigung selbst das Gebiet abstrakter Fragen. Ich war geradezu verblüfft. Die Zeitungen hatten uns schon von überraschenden Sprachleistungen der Sendlinge des Reiches der Mitte berichtet, aber sie hatten natürlich nicht verrathen können, ob sich der Herr chinesische Gesandte und wie lange auf seine Tischrede vorbereitet hatte; hier nun sollte ich Zeuge einer Rede aus dem Stegreif werden, die Alles über den Haufen warf, was mir die Befangenheit der Schule und die Flachheit und Dürftigkeit ethnographischer Leitfaden seiner Zeit beigebracht hatte, und meine anthropologischen Kenntnisse sollten eine ganz wesentliche und hochbedeutsame Erweiterung erfahren.

Wie ich schon erwähnte, hatten unsere freundlichen Wirthe — ein hervorragender Vertreter der fortschreitenden Arzneiwissenschaft und dessen liebenswürdige Gattin — die Halle, in der wir speisten, mit farbigen Ballons und Laternen ausschmücken lassen; das Tafelgeschirr, dessen wir uns bedienten, war mit chinesischen Malereien bedeckt. Diese beiden Thatsachen, die meinem asiatischen Nachbar unmöglich schon vorher hatten bekannt sein können, benutzte er bei seiner Tischrede in feiner und schlagfertiger Weise. Er hatte durchaus nicht wie jene Unglücklichen, denen die Pflicht

eines Toastes auf dem Gewissen lastet, in brütender Versunkenheit und Schweigsamkeit dagesessen; bis zum letzten Momente hatte er angeregt mit mir geplaudert; dann plötzlich schlug er mit seinem Messer bescheiden an sein Glas, erhob sich mit lächelnder Miene und begann, wie folgt:

„Meine Damen und Herren! Wenn ein Chinese in dieser internationalen Gesellschaft das Wort ergreift, um eine Rede in deutscher Zunge zu wagen, so bedarf er Ihrer besonderen Nachsicht. Unserem liebenswürdigen Wirthe, dem Herrn Geheimrath T. und seiner noch liebenswürdigeren Gattin" — (sic! man bewundere den zungenbrechenden Komparativ des Epithetons!) — „verdanke ich es, daß, wenn ich den Blick nach oben, nach der Decke, oder nach unten auf das Tischgeschirr richte, ich an meine Heimath erinnert werde und mich hier nicht mehr fremd fühle. Ich danke Ihnen Allen für die große Freundlichkeit, mit der Sie mir entgegenkamen, und hoffe, es wird mir einst Gelegenheit werden, sie in meinem Vaterlande Ihnen zu erwidern. Die Verkehrsmittel der Gegenwart, so bedeutend sie sind, werden sich immer mehr verbessern, und vielleicht kommt bald die Zeit, wo die Damen an dieser Tafel eine Reise nach China als kurzen Sommerausflug werden unternehmen können. Jetzt bitte ich Sie, mit mir zu trinken auf das Wohl des jungen Ehepaares" — (die Tochter des Hauses, eine Braut, und ihr ebenfalls anwesender Bräutigam waren mit dieser Bezeichnung gemeint) — „und auf das Wohl der liebenswürdigen Eltern."

Ein donnerndes Bravo lohnte dem intelligenten und sprachgewaltigen Mongolen seine glänzende Leistung. Ich habe mich bemüht, die Rede wortgetreu wiederzugeben, sie wurde ziemlich fließend und äußerst verständlich vorgetragen; nur einige wenige Male stockte der Redner, um nach dem

sich nicht gleich einstellen wollenden Worte zu suchen. Hatte ich denn recht gehört? War dies denn wirklich ein Repräsentant jener Rasse, auf die wir uns nur allzusehr mit dem Gefühle der Ueberlegenheit herabzublicken gewöhnt haben? Erst vor wenigen Tagen hatte ich in dem großen Brauer-Plath'schen Handbuche der Geographie und Statistik von Asien studirt; dort war gesagt worden, daß das sonst so reich begabte Volk der Chinesen durch seine eigenthümliche Religion gehindert worden sei, eine weltgeschichtliche Bedeutung zu gewinnen und über seinen eigenen Kreis und Bereich hinaus bestimmend auf die Gestaltung der Menschheit mit einzuwirken, ja eine Masse zu bilden, der man nicht blos Verständigkeit und Berechnungsgabe, sondern auch unbedingt Vernünftigkeit zuschreiben könnte. Also an der unbedingten Vernünftigkeit dieses Volkes sollte gezweifelt werden! Es sollte nach der Ansicht desselben Werkes nichts vom Urbildlichen, Idealen, nichts von Entwickelung des Wesens wissen; seine Tugend, seine Sittlichkeit sollte nicht das Erzeugniß geistiger Freiheit sein; der Chinese wolle nicht und strebe nicht über das ihm angeborene Wesen hinaus, sondern er erkenne sich in demselben zu Hause; höher hinauf gehöre er nicht, genug, wenn er nicht sinke, sondern in dem bleibe, das er ist. Mir kamen auf einmal die schwersten Zweifel an der Wahrheit dieser Schilderung; die kaukasische Superiorität wollte mir als das Produkt der unverfrorensten Anmaßung und schulmeisterlichsten Aufgeblasenheit erscheinen; ich war überzeugt, daß der Verfasser jenes über die Chinesen absprechenden Werkes gewiß viele Chinesen gesehen und beobachtet hatte, die zu seinem Verdikte scheinbar Veranlassung gaben, daß er aber mit solch einem Chinesen, wie mein gegenwärtiger Tischnachbar, nie zusammen gekommen sein konnte. Seit drei Jahren trieb Herr King-In-Thai

— so lautet der Name dieses Herrn; er ist Attaché der chinesischen Gesandtschaft in Berlin, und ich finde keinen Grund, seinen Namen zu verschweigen, — seit drei Jahren trieb er das Studium der deutschen Sprache, und seit viel kürzerer Zeit weilte er erst in den Mauern unserer Residenz. Und statt sich gedrückt zu fühlen durch das Imponirende unserer Kultur, unserer Erfindungen und technischen Leistungen, deckt dieser Mann einen geistigen Fernblick auf, um den ihn jeder Kulturphilister, der immer nur darüber ergötzt ist, daß wir's so herrlich weit gebracht haben, beneiden könnte! Er träumt von einer Zeit, wo sich unsere Verkehrsmittel so vervollkommnet haben werden, daß eine Reise von Deutschland nach China nur ein kurzer Sommerausflug sein wird! Ist dies kein Streben über das angeborene Wesen hinaus? Gehört ein solcher Geist wirklich nicht „höher hinauf"? Sind die Adlerfittige dieses Mongolen in der That befriedigt, wenn sie nur nicht sinken? Dürften sie nicht einen Wettflug wagen mit dem ersten besten deutschen Professor, der über die „Vernünftigkeit" der chinesischen Rasse zu Gericht sitzt? Zweifellos wird die jetzige Zeit, die einen regeren diplomatischen Verkehr selbst zwischen den entferntesten Völkern heraufgeführt hat, den großen Wust sichten und reinigen, den Missionäre, Schulmeister und einseitige, oft ganz untergeordnete Forschungszwecke verfolgende Reisende seit langen, langen Jahren in ihren Urtheilen über fremde Rassen aufgestapelt haben, denn um das Wesen der Völker in seiner Tiefe zu erfassen und nicht in oberflächlicher Schnellfertigkeit zu ganz bodenlosen Behauptungen zu gelangen, bedarf es in erster Linie philosophischer Köpfe; ein Ethnologe muß frei von jeder Ueberhebung und im Besitze der nothwendigen Duldsamkeit und Objektivität sein — sonst wird er leicht zu einem Tissot oder Grenville-Murray, d. h. zu einem

Pamphletisten, der über alles verfügt. nur nicht über die Kenntniß dessen, den er schmäht.

Unsere Bewunderung für Herrn King-In-Thai wird sich noch steigern, wenn wir uns erinnern, daß er als Chinese gewöhnt ist, in einer Sprache zu denken und sich auszudrücken, die nur einsylbige Laute besitzt. Die Anzahl dieser Laute ist noch nicht fünfhundert, und um nur einigermaßen dem enormen Ueberschuß an zu bezeichnenden Dingen und Zuständen zu genügen, wird jeder Laut in verschiedenen Stimmhöhen ausgesprochen und der geänderte Tonanschlag giebt ihm jedes Mal eine andere Bedeutung. Wie würde uns zu Muth sein, wenn wir aus dem gewohnten schmalen Bächlein einer bettelarmen und flexionslosen Sprache plötzlich hinausschwämmen in den Ocean einer überschwänglich reichen, beugungsfähigen, ganz neuen Zunge? Würden wir uns mit derselben Sicherheit und Findigkeit auf den sich überstürzenden Wogen schaukeln? oder würden wir uns beängstigt fühlen durch diesen embarras de richesse und in der auf uns eindringenden Fülle ertrinken?

Nach dem Mahle spazierte ich mit meinem Tischnachbar durch den Garten und als wir das Gartengitter entlang schritten, durch welches Kopf an Kopf eine staunende Kinderschaar blickte, welche den Chinesen mit Geschrei und Gelächter, wahrscheinlich seines Zopfes wegen, begrüßte, sagte ich beunruhigt und beschämt zu ihm:

„Entschuldigen Sie nur diese Unart! Diese Kinder sehen zum ersten Male einen Herrn mit einem Haarzopfe.“

„O“ — erwiderte er verbindlich — „ich finde die deutschen Kinder sehr artig. Bei uns würde die junge Welt einen Europäer leider mit Steinen werfen.“

Ich drückte meine Verwunderung über diese Thatsache aus, obgleich mir sehr wohl bekannt war, daß der gemeine

Chinese in den Europäern fremde Dämonen, sogenannte „Fan Quei" zu erblicken wähnt.

Herr King-In-Thai seufzte und meinte, der gemeine Mann wäre in China noch nicht genügend gebildet, um einen Unterschied zwischen den verschiedenen Europäern zu machen; in Peking z. B. würde noch vielfach jeder Europäer für einen Engländer gehalten, und daß der Chinese den Opium einführenden Engländer nicht gerade liebe, würde mich nicht überraschen.

„Und dennoch wird eine Zeit kommen", — versetzte ich, — „da sich die Völker alle untereinander besser kennen und lieben werden!"

„Gewiß!" meinte mein Begleiter — „wenn es auch noch recht lange währen wird. Jetzt trennt die Menschen noch vielfach der verschiedene Glaube."

Ich horchte hoch auf.

„Was glauben Sie denn?" fragte ich. „Sind Sie Buddhist oder Anhänger des Kongfutse?"

„Ich bin Kongfutse" (sic! der Ausdruck „Kongfutsianer" stellte sich nicht ein) „aber — was will das sagen? Wir glauben ja Alle an einen unsichtbaren Gott!"

Ich war starr vor Ueberraschung.

Dieser mongolische Chinese, der sich zu der mit Taoismus und Buddhismus vielfach verquickten kongfutsianischen Staatsreligion des Reiches der Mitte bekannte — einer Religion, die nach den Versicherungen der Missionäre da, wo sie von Gott reden sollte, immer nur von dem sichtbaren blauen Himmel spricht — dieser Chinese führte den Namen eines unsichtbaren Gottes im Munde!

„Kennt man bei Ihnen diesen unsichtbaren Gott?" fragte ich lebhaft und gespannt.

„O ja!“ sagte er mit scharfer Betonung — „die Leute bei uns wissen, daß Gott“ (er sprach „Goht“ aus) „unsichtbar ist; er ist das höchste Prinzip“ (ipsissima verba); „weil sie aber Scheu haben, sich an dasselbe direkt zu wenden, so rufen sie noch niedere, weniger mächtige Götter an. Sehen Sie“, — fügte er erklärend hinzu, — „wenn man sich bei Ihnen an den Kaiser wenden will, so geht man auch nicht unmittelbar zu ihm, sondern sucht einen Minister, einen Beamten als Mittler auf; gerade so macht es der Chinese.“

Ich drückte meinem Begleiter die Hand.

„Dieser unsichtbare Gott“ — sagte ich erfreut — „wird alle Glaubensverschiedenheiten einst ausgleichen; in ihm werden wir uns einen und brüderlich lieben.“

King-In-Thai schien nachzusinnen; er schob seine den zusammengefalteten Fächer haltende Hand durch meinen Arm und ging schweigend neben mir durch den erleuchteten Garten.

Nach längerer Pause versetzte er:

„Das ist wohl möglich, daß alle Menschen einst an denselben unsichtbaren Gott glauben werden; aber“ — seufzte er — „es wird noch lange, lange dauern.“

Der intelligente, gebildete Mann hatte diesen Gedanken voll erfaßt und nicht als undenkbar von sich gewiesen.

„Wir müssen uns wiedersehen“ — erklärte er später, und er sah mich durch die Gläser seiner goldenen Brille freundlich an — „besuchen Sie mich doch einmal.“

„Gern“ — erwiderte ich — „es wird mir eine Herzensfreude sein, mit Ihnen weiter zu plaudern. Der heutige Abend ist mir unvergeßlich; ich habe viel an diesem Abende gelernt, namentlich, daß auch an den Ufern des Pei-Ho eine Bildung und eine Weltanschauung zu Hause sein kann, auf die mancher Europäer Ursache hätte, stolz zu sein.“

Er verstand mich sofort und sagte lächelnd:

„O, Sie wollen mir nur schmeicheln."

„Nicht schmeicheln will ich", — versetzte ich mit Wärme — aber Ehre geben dem, der sie verdient. Ich werde über Sie schreiben; Sie haben mein Herz so erfüllt, daß es überfließen wird."

Er verbeugte sich mit verbindlichem Lächeln.

* * *

Zu den Männern, die immer noch nicht allgemein genug geschätzt werden, gehört Fritz Reuter. Als Humorist nimmt er mit den ersten Platz in der Weltliteratur ein, und für immer bleibt sein Hauptwerk „Ut mine Stromtid" ein Gesundbrunnen für alle durch Pessimismus angekränkelten Menschenseelen. Wie schmerzt es uns, daß die politisch-elende Zeit der Dreißiger Jahre, die preußische Abhängigkeit von österreichischen Einflüssen, die krankhafte Demagogenriecherei, die servile Anklagesucht bornirter Beamter aus der Theilnahme an der kindischen Burschenschaftbewegung für Reuter einen Strick drehen durfte! Nie ist ein edlerer, reinerer deutscher Jüngling grundloser und ungerechter zum Tode verurtheilt und dann zum langsamen Sterben einer dreißigjährigen Festungshaft begnadigt worden! Wie schmachvoll ist dieser schwärmende Student von einzelnen Beamten behandelt worden, die ihren braven Idiotismus für Patriotismus hielten und sich ihrem Könige dadurch angenehm zu machen glaubten, daß sie einen Unglücklichen auf nichtswürdige und unmenschliche Weise chicanirten und ihm seine Qual noch quälender gestalteten! Man muß Reuter's „Ut mine Festungstid" lesen, um an einem praktischen Beispiele zu lernen, wie der Mensch in allen Lagen seines Lebens die Pflicht hat, auch diejenigen Gegner, die er für die unversöhnlichsten hält, stets mild und nach-

sichtsvoll zu beurtheilen. Oft ist uns ein Gegner an Tugenden weit überlegen, und wenn wir ihn trotzdem auf einer Seite sehen, die unserer Ansicht nach verderbliche Ziele verfolgt, so sollen wir mit unserem Anathema zurückhalten und uns erinnern, daß auch ein Ueberschuß von Schwung und Idealismus in falsche Bahnen treiben kann, daß auch die Tugend durch Uebertreibung zum Laster ausartet, und daß sich die Gegensätze überall berühren. Unser Gegner auf politischem, religiösem, sozialem Gebiete kann ein edler Mann sein, und diese seine Gegnerschaft allein giebt uns noch kein Recht, ihn zu verachten und, wenn wir die Macht dazu haben, ihn schlecht zu behandeln. Erst wer sich als Mensch unwerth erweist, erst der Sittlich-Haltlose, der Verleumder, der Ehrabschneider, der Verräther und Bestechliche, erst einen Solchen mögen wir preisgeben, gleichviel zu welcher Partei er gehört.

Gegen kein Gebot wird heut mehr gefrevelt als gegen das Gebot, Andere milde zu richten. Leute, die ihr Christenthum bei jeder Gelegenheit im Munde führen, sind meist die erbarmungslosesten Ankläger und Verurtheiler; Diener der Kirche, die nichts als Liebe und Vergebung predigen sollten, predigen den Haß und die Verfolgung. Was aber predigt Christus? „Selig sind die Friedfertigen; denn sie werden Gottes Kinder heißen. Selig sind die Barmherzigen, denn sie werden Barmherzigkeit erlangen. Wer mit seinem Bruder zürnet, der ist des Gerichtes schuldig; wer zu ihm sagt: Du Narr! der ist des höllischen Feuers schuldig. Liebet eure Feinde, segnet, die euch fluchen, thut wohl denen, die euch hassen, bittet für die, so euch beleidigen und verfolgen. So ihr den Menschen ihre Fehler vergebet, so wird euch euer himmlischer Vater auch vergeben. Richtet nicht, auf daß ihr nicht gerichtet werdet; denn mit welcherlei

Gericht ihr richtet, werdet ihr gerichtet werden; und mit welcherlei Maß ihr messet, wird euch gemessen werden. Was siehest du den Splitter in deines Bruders Auge, und wirst nicht gewahr des Balkens in deinem Auge? Du Heuchler, ziehe am ersten den Balken aus deinem Auge; darnach besiehe, wie du den Splitter aus deines Bruders Auge ziehest."

In der Schule haben wir alle diese ewigen Worte auswendig gelernt, und nicht zu zahlreich sind die Männer, die ihnen gemäß handeln. Wäre der Festungskommandant in M. ein Christ gewesen, er wäre, ohne seine Pflicht zu verletzen, anders gegen den armen, unreifen Studiosus Reuter aufgetreten, der dafür, daß man ihm grausam die Schwingen der Jugend knickte, kaum ein Wort der Klage hat und, statt in Verbitterung und Menschenhaß zu enden, die Leiden seiner jungen Jahre durch die Aureole göttlichen Humors verklärt und der Menschheit seine unsterblichen Werke als ein poetisches Evangelium der Nächstenliebe in den undankbaren Schooß wirft. Zu Reuters Grabmal müßten alljährlich die Unversöhnlichen, die Scharfrichter und Ketzerriecher, die Hetzer und Alleinseligmacher wallfahrten, um dort zu beten und sich in jener humorvollen Weltanschauung zu üben, die auch für den Gegner ein schmerzliches Lächeln hat und die Welt in Liebe überwindet.

Wenn nach der aristotelischen Behauptung die Tragödie durch Erregung von Furcht und Mitleid die Befreiung von derartigen Gefühlen zum Zwecke hat, so daß wir gereinigt und geläutert aus dem Zauberbann des dramatischen Dichters entlassen werden, so will es mir vorkommen, als ob der humoristische Erzähler diese Katharsis oft in noch höherem Grade erzielt, da er die sonst ewig unvereinbaren Gegensätze von Lust und Leid, Lachen und Weinen, in uns versöhnt und uns zu einer dritten höheren Stufe des Empfindens

emporhebt. Und diese Kunst des Humors erlernt nur der edle, der ausgereifte Mann; echter Humor ist nur einer christlichen Weltanschauung duftigste Blüthe; nur der, der gelernt hat, seinem Feinde liebend zu vergeben, kann sich in den Besitz jenes Schlüssels setzen, der alle Herzen öffnet und alle Geister entzückt. Das Judenthum, das als solches die Liebe des Feindes nie begriff und auch nie begreifen kann, hat auch niemals wahre Humoristen erzeugt; diejenigen semitischen Schriftsteller, die sich selbst Humoristen nennen, sind entweder nur essigscharfe Satyriker oder es sind platte, frivole, kalauernde Literaturklowns, die von der Hoheit und Göttlichkeit des Humors keine Ahnung haben. Ebenso hat das klassische Heidenthum der Griechen und Römer keinen Humoristen besessen; auch den romanischen, katholisch disciplinirten Völkern sind sie fremd, nur auf einer sehr hohen, freien, autonomen Religionsstufe gebiert der Geist des edlen Menschenfreundes den Humor; am herrlichsten ist er, meines Wissens, bei den Schwesternationen der Deutschen und Briten in die Erscheinung getreten: Dickens, Reuter und Scheffel sind die gottbegnadeten Repräsentanten des erlösenden Humors, die der pessimistisch kranken Welt des neunzehnten Jahrhunderts ein neues Dichter-Evangelium gepredigt haben; diese Namen allein sind im Stande, die betreffenden Nationen jedem fremden Volke verdienstvoll und liebenswerth erscheinen zu lassen. Wer Reuter nicht lieb hat, der muß ein hartes Herz haben; wer ihn inhaltlich nicht versteht, der ist kein Christ und kein Deutscher. —

* * *

Ueber die widerliche und unverschämte Etikette „Neu!" die jetzt allen Geistesprodukten aufgeklebt wird, als wenn sie Kleider oder Backwaaren wären! Schon im Materiellen giebt es Dinge, welche alt besser munden, als frisch — auf

geistigem Gebiete aber ist es fast die Regel, daß dem Neuen das Alte vorzuziehen sei, da das Alte, um eben alt werden zu können und nicht unterzugehen, vortrefflich sein mußte, während das Neue, das wie eine Sturmflut hereinbrechende und Alles überschwemmende Neue erst seine Lebensfähigkeit noch zu erweisen hat und in den meisten Fällen todtgeboren ist.

Das sogenannte Publikum wird immer mehr zum Pöbel, und diesem Pöbel darf man eben Alles bieten, auch die Spekulation auf seine schaulustige, banale Neugier. Neu! neu! neu! dieses Epitheton wird jeder Posse, jedem Roman, jeder Oper, jedem Gemälde von der Reklame angehängt und die Reklame kennt ihre Leute! Die seelentodte, hohle, blasirte Plebs reagirt nur noch auf das Schlagwort „Neu!“. Sie verlangt durchaus nicht nach dem Guten, denn dieses setzt eigene Güte voraus; nicht nach dem Wahren, denn dieses verlangt Urtheilsfähigkeit; nicht nach dem Schönen, denn dieses kann nur vom ästhetisch Gebildeten erkannt und genossen werden: nur nach Neuem dürstet sie, wie der Hirsch nach frischem Wasser. Aber dieses Neue ist meist ein salziger Trunk für den Verschmachtenden — schon während des Trinkens erfaßt den Genießenden der Ekel — empört wirft er das Gefäß von sich und unbefriedigt, noch mehr gequält, noch heißer verlangend wendet er sich suchend wiederum nach einem anderen Neuen, ob das die Pein stille.

Immer zahlreicher wird der Pöbel, der sich an die Stelle des anständigen Publikums drängt, und immer kleiner der Kreis jener wahrhaft Gebildeten, die erst das bewährte Alte genießen und sich assimiliren, bevor sie sich daran machen, das problematische Neue zu kosten. Daher jene unglücklichen Theaterdirektoren, die, um ihren lieben Ersten-Rang- und Gallerie-Janhagel zu füttern, immer auf der Jagd nach dem Neuen sind und, wenn der vielschreibende

Bühnendichter und liederliche Possenfabrikant wieder ein Paar Zoten zusammengeleimt und in sogenannte Akte rhythmisch gegliedert hat, Alles daran setzen, um das Machwerk zu erwerben. Der Komödienzettel trägt dann in Lapidarschrift den Vermerk „Neu!", und die Menge drängt sich herbei wie eine Heerde Schwarzwild, der man Eicheln gestreut hat.

Welch merkwürdiges Unisono unserer Tageszeitungen bei bevorstehenden Quartalswechseln! Jedes politische Blatt oder Blättchen kündigt einen neuesten Roman von Hinz oder Kunz, von Franke oder Müller an. Neu! neu! neu! Das Feuilleton muß oft für die Thesen entschädigen, die der Herr Redakteur an das Leitartikel-Thor der täglichen Nummern zu nageln pflegt. Daß sich Gott erbarme über die Geschmacklosigkeit der Menge und über das Elend unserer literarischen Produktionsweise! Wäre es nicht probat, unsere Klassiker in den Feuilletons neu zu veröffentlichen und dadurch den verdorbenen Magen des Pöbels wieder an einfache und gesunde Kost zu gewöhnen? Es käme nur auf eine Aenderung der Titel an, und neun Zehntel aller Abonnenten würden den frommen Betrug nicht merken; man drucke z. B. Goethe's Faust unter dem Striche ab und überschreibe ihn „Das verführte Gretchen — Neuestes Drama in Versen von X. Y. Z.", so wird das betreffende Blatt mehrere Tausend neuer Abonnenten gewinnen und, wenn einige wenige von der Kultur beleckte Familienhäupter nicht aus der Schule plaudern, werden die hochverehrten Frau Mama's und die hochwohlgeborenen Fräulein Töchter keine Ahnung davon haben, daß das spannende Gedicht (was wenigstens den ersten Theil desselben anbelangt), sein hundertjähriges Geburtsfest gefeiert hat. Neu! neu! neu! Dieses Zauberwort lockt jeden Simpel an und, indem es vom Denken und Sichvertiefen ableitet, verführ es zum Gaffen und zur

Oberflächlichkeit. Daß diese Neuigkeitsspekulanten an ihrem Lockrufe ersticken möchten!

* * *

„Hat sie nicht etwas zu volle Backen?“ fragte leise und schüchtern eine glänzend gekleidete Dame mittleren Alters ihre jüngere Begleiterin, die eine unverheirathete Freundin, vielleicht auch — es war dies durchaus nicht unmöglich — ihre Tochter sein mochte.

„Ja, du hast Recht — für eine Frau erscheinen auch mir die Backen gar zu voll und rund — aber merkwürdiger Weise thut es der Wirkung der ganzen Erscheinung keinen Eintrag — sie ist zu wunderschön!“ So sprach begeistert die Andere; und ich, der ich hinter Beiden stand, war der unfreiwillige Ohrenzeuge der geflüsterten Unterhaltung.

Wenn man ein Kunstwerk wiederholt bewundert hat und mit der Zauberwirkung desselben vertrauter geworden ist, so steigert sich einerseits der Genuß an demselben, denn das gewissermaßen Verblüffende, unter dessen Einfluß wir zuerst gestanden haben, tritt nicht mehr störend zwischen uns und das Werk; andererseits finden wir aber auch Ruhepunkte im reinen Anschauen, die uns gestatten, die aus uns herausgetretene Seele wieder zurückzugewinnen, uns wieder selbst anzugehören und den uns umgebenden Menschen und ihrem Thun und Treiben wieder Aufmerksamkeit zu schenken.

Wenigstens ist dies mir so ergangen. Das erste Mal schied ich in einer Art Trunkenheit von Richter's Königin Luise und war mir nur des Gesammteindruckes dieses Werkes ohne Gleichen bewußt; während ich vor der Leinwand gebannt stand, hätte die Welt um mich her versinken können; ich würde es nicht bemerkt haben. Beim zweiten Besuch war ich schon im Stande, das Werk zu zergliedern und den Ursachen im Einzelnen nachzuspüren, welche die künstlerische

Vernichtung der zweckbewußten Persönlichkeit jedes Beschauers so wunderbar bewirken und diese egoistische, Alles auf sich beziehende Persönlichkeit in reines, wunsch- und begierdeloses Anschauen auflösen. So wurde die Bekanntschaft mit dem Kunstwerke bei jedem folgenden Besuche intimer; der Genuß wurde ein tieferer, aber er wurde auch ruhiger und behaglicher; und von Zeit zu Zeit machte es mir Vergnügen, den Blick einmal von dem wunderherrlichen Ideal eines Weibes loszulösen und zu erfahren, was die um mich herum durcheinander wirbelnde Menge denn über das Werk Alles zu sagen hatte.

Auf diese Weise mochte ich wohl Zeuge der Unterhaltung jener beiden Damen geworden sein. Ich warf mich in eines der bekannten rothen Polster des Ausgangssaales und überlegte das eben Gehörte.

Sind die Wangen wirklich zu voll? so fragte ich mich. Ich hatte vor wenig Tagen erst die Schadow'sche Büste der Königin Luise gesehen, und so weit ich meinen eigenen Augen trauen durfte, waren dort die Wangen allerdings weniger gerundet. Was mag den Künstler bestimmt haben, seiner Königin vollere Wangen zu geben? Mir fiel die Anekdote ein, nach welcher Richter in den Kreisen der hohen Gesellschaft ein Original für sein Portrait gefunden haben soll. Ich sehe ganz von der Wahrheit dieses Gerüchtes ab; um jedes Werk ersten Ranges webt sich bald ein Mythenkranz, und der Maler, der Bildhauer, der Dichter mag dem großen Musageten eine Hekatombe anzünden, wenn das, was er geschaffen hat, in Aller Munde ist und mit geheimnißvollen Arabesken nur leise ins Ohr geflüsterter Mären umrahmt wird; denn nur das Bleibende, Dauernde, der Vergänglichkeit Trotzende regt zur Mythenbildung an. Nehmen wir an, die Geschichte sei wahr und irgend ein von den

Grazien geküßtes weibliches Wesen habe zu diesem Bilde dem Maler sitzen dürfen, würde ein gottbegnadeter Künstler wie unser Richter ohne zwingenden Grund der Wahrheit Gewalt angethan und die historische Königin einer lebenden Doppelgängerin zu Liebe in ein Phantasiegebilde umgewandelt haben? Unmöglich! Der Künstler muß eine bestimmte Absicht, einen klaren, deutlichen Zweck bei der Modellirung der Wangen der Königin verfolgt haben.

Welches war dieser Zweck?

Beantworten wir uns erst die Frage: in welcher Lebenszeit sind die Wangen des Menschen, und im vorliegenden Falle des Weibes rund und voll? Die Antwort wird uns nicht schwer fallen: in der Jugend. Nur die Jugend hat das Recht der Gesichtsfülle; das reifere Alter zehrt von den strotzenden Muskeln; es mag sie fester und härter machen, aber es nimmt ihnen meist die weiche und liebliche Rundung und prägt ihnen etwas Knappes und Hartes auf, welches der Jugend fremd ist. Für das Weib ist aber die Zeit der frühesten Jugend auch die Zeit der Ehelosigkeit, und so werden wir im Allgemeinen sagen dürfen, daß volle runde Wangen zur Charakteristik des Mädchens im Gegensatze zu der des Weibes gehören. Und hiermit, glaube ich, haben wir auch die Beantwortung jener Fragen nach dem Zwecke gefunden: der Künstler wollte seiner Königin den mädchenhaften Zauber, den bestrickenden Hauch magdlicher Unberührtheit gewahrt wissen.

Dem Maler war dieses Verfahren um so mehr gestattet, als die Königin in zartester Jugendblüthe ihrem Gemahle verbunden worden war; aber wäre dies auch nicht der Fall gewesen, die Kunst hat ein Recht, ihren Gebilden widerspruchslos den Stempel ewiger Jugend und Jungfräulichkeit aufzudrücken; nicht nur die Helena der Dichter altert nie;

auch die Tochter des Tantalus, jene Niobe, die dem Zorne Apollos und der Artemis erliegt, bewahrt sich im Bildwerke den jungfräulich schwellenden Busen trotz der 14 Kinder, die sie geboren hat.

Es ist mit Recht gesagt worden, daß die Mission der unsterblichen Königin weniger im Handeln, als im göttlichen Dulden und Hoffen bestanden habe; einer Katharina, einer Maria aus dem Hause Tudor würden die härteren Linien eines energischen Willens gebührt haben; dieser Luise, wie sie in unser aller Herzen lebt, dieser „schönsten Königin mit der noch schöneren Seele" kam allein die Fülle einer ewigen Jugend, der knospende Reiz des unberührten Magdthums, zu.

Wie unbeschreiblich glänzend, wie hinreißend und erhebend hat unser Künstler diese seine Aufgabe gelöst! Ein Zeitgenosse Luisens nennt die Königin eine Schönheit ersten Ranges, von hoher, schlanker Gestalt, edler Fülle, anmuthvollster Haltung und Bewegung. Ihr Gesichtsschnitt mit Ausnahme der etwas zu stumpfen Nase, war von hellenischer Reinheit und belebt durch große, blaue Augen, welche die Klarheit ihres Geistes und die Wahrheit und Güte ihres Charakters strahlend ausdrückten. Wie ein überirdisches Wesen schwebte sie durch das Leben, Allen Strahlen ihrer Holdseligkeit zuwerfend, so daß Jeder, der diesem zauberischen Frauenbilde nahte, sich der Täuschung hingab, als blicke es gerade ihn mit besonderem Wohlgefallen an. So war die Königin; und dieses Ideal eines gekrönten Weibes wiederzugeben, nach den wenigen einander widersprechenden Porträts, die noch von ihr existiren, war die fast unlösbare Aufgabe des Künstlers. Richter hat sich mit Recht an die herrliche Schadowsche Büste gehalten; das den etwas vollen Hals leicht bedeckende Tüchlein, das in die Stirn fallende Gelock und die über die rechte Schulter fluthende Haarwelle

sind dem Werke des Bildhauers und dem Porträt des Malers gemeinsam. Aber wie viel mehr hat der Maler geben müssen! Statt eines Brustbildes läßt er die ganze, hoheitvolle Erscheinung der Königin vor uns erstehen und er taucht sie in das Farbenwunder seiner Palette!

Nicht wollen wir hier von der Eleganz und Leuchtkraft Richterscher Farben, von dem unübertrefflichen, vollste Lebenswärme ausstrahlenden Fleischton des Weiteren reden; aber einer zweiten, krittelnden Bemerkung wollen wir gedenken, die man in echt deutscher, sauertöpfisch-nergelnder Weise auch diesem den Ruhm der deutschen Kunst bis zu den Sternen tragenden Werke gegenüber hat machen wollen: wir meinen die Bedenken wegen des Gewitterhimmels.

Die Königin ist gerade im Begriff, die sechs steinernen Stufen eines säulengeschmückten Baues in einen Garten oder Park hinabzuschreiten. Sie trägt eine weiße, unten am Saum mit goldener Stickerei gezierte Gewandung; einen schwarzen, hermelinverbrämten Sammetmantel hat sie leicht übergeworfen; die linke, herabhängende Hand hält ein Paar Falten desselben, während die rechte auf der Herzgrube ruht. Das schöne Haupt ist unbedeckt; im dunkelblonden Haar flammt nur ein Goldreif, aus dessen erweiterter Mitte, gerade über der Stirn der Königin, ein Stern funkelt. Kann — so hat man gefragt — bei hereindrohendem Gewitter in solcher Toilette ein Spaziergang gewagt werden? Wir gestehen, diese Frage ist uns ein wenig — kleinbürgerlich vorgekommen. Hat eine Königin nöthig, ängstlich nach Wind und Wetter auszuspähen, damit ihr — gutes Kleid keinen Schaden leide? Einen symbolischen Hinweis auf das tragische Schicksal dieser Frau hat man im Gewitter-Hintergrunde ebenfalls nicht gelten lassen wollen, da ein Künstler von der Potenz eines Richter nimmermehr

zu so äußerlichen Mitteln seine Zuflucht nehmen würde. Auch diese Bemerkung erscheint uns nicht stichhaltig.

Die Hintergrundsfarbe in der Porträtmalerei ist eine der heikelsten und der — brennendsten Fragen dieses Kunstgebietes. Die gewählte Scenerie fordert naturnothwendig irgend einen Luft- oder Wolkenhintergrund; und es wäre uns wie ein ästhetischer Mißgriff vorgekommen, hätte der Künstler die erste Heldin aus dem erschütterndsten Drama unserer vaterländischen Geschichte unter einem lachenden, wolkenlosen Sommerhimmel gemalt. Kein äußeres Mittel ist jenes Gewitter, das sich erst drohend zusammenzieht; dessen bedurfte ein Richter zur Charakterisirung einer Königin Luise allerdings nicht; aber die Wirkung dieses wunderbar anmuthigen und zugleich majestätischen Frauenbildes, das wie Lenz und Sonnenschein unsere Seele gefangen nimmt, wird durch den Kontrast der unheildrohenden Wolken insofern doch noch gesteigert, als wir ahnungsvoll vorausempfinden, daß vor diesem Adel einer echten Weiblichkeit auch die zuckenden Blitze des Verderbens machtlos werden müssen; als wir uns in der Nähe eines solchen Wesens sicher fühlen auch gegen die elementaren Gewalten, die unsere Existenz mit dem Untergange bedrohen. Denn diese Königin Luise — daß wir es nur mit einem Worte sagen — ist ein Symbol der wahren Unvergänglichkeit unseres Seins! Wer in diese Augen sieht, der begreift jenes oft mißverstandene und oft beanstandete Wort Schleiermachers: „Mitten in der Endlichkeit Eins werden mit dem Unendlichen und ewig sein in jedem Augenblicke, das ist die Unsterblichkeit der Religion." Unter Stürmen geboren, vom Lied des Sturmwindes groß gewiegt, ihr ganzes Leben lang vom Sturm umbraust und schließlich vom Sturme gebrochen und dahingeweht — das war die schöne, die große Königin; und

den Gewittersturm am Himmel fordern wir als ein der unsterblichen Frau zu Recht gebührendes Attribut. Welch ein Orkan ist durch ihre edle Seele gewirbelt, als sie vor jenem „kaiserlichen Plebejer", dem herzensrohen ersten Napoleon, in Tilsit bittend, und, ach, vergeblich bittend, erscheinen mußte; das war ein alle Hoffnungen zerwetternder Sturm nicht blos für sie, sondern für ihr ganzes Volk, stand sie auch unerschüttert wie ein Regenbogen der Verheißung in diesem schwersten aller Ungewitter! So ist der schwarz und drohend verhüllte Himmel kein äußerliches Hilfsmittel mehr des Malers; er ist die für unser Empfinden unentbehrliche Atmosphäre, in welcher die Königin geathmet und gelitten hat, und diesen Hintergrund möchten wir mit keinem denkbar anderen vertauscht sehen.

Und welch ein koloristischer Effekt ergiebt sich wie von selbst aus der Wahl dieser Scenerie! Der Stern im Haupthaar der Königin, wie sprüht er siegend aus dem finsteren Gewölk heraus! Wie jener Stern, der über der Krippe in Bethlehem stand, der Welt eine Erlösung verkündete, so kündet dieser Stern dem deutschen Volke die Selbsterlösung durch die That. Ein Volk, das solche Töchter hervorbringt, konnte nicht untergehen; die Männer, die unter den Segenswünschen einer solchen Königin in die Schlacht zogen, sie trugen Armeen in ihren Fäusten und mußten das Joch brechen, das ein blutschnaubendes, korsisches Raubthier ihnen auferlegt hatte!

Werfen wir einmal die leidige deutsche Gewohnheit des Krittelns, des nur halben Genießens, von uns und bekennen wir einmüthig, daß uns ein wahrhaft gottbegnadeter Landsmann mit einem Kunstwerke beschenkt hat, das mängelfrei auf der höchsten Stufe menschlichen Könnens steht; ein Schritt höher hinauf ist unmöglich — der Künstler

müßte zum Gott werden und wie die Venus einst der Statue des Pygmalion, so seinem Bilde Blut und Leben in die Adern hauchen. —

* * *

„Ach, mein lieber Herr, nur eenen eenzigen Iroschen!“ bat die Bettlerin und hüllte den Säugling, den sie trug, fester in das verbleichte, fadenscheinige Umschlagetuch, mit dem sie ihn gegen die Unbill des feuchtkalten Decembertages schützte.

„Lassen Sie mich zufrieden! Ich gehe selbst betteln, wenn es dunkel ist“ — entgegnete barsch der unscheinbar gekleidete, ältere Mann, der unter den korinthischen Säulen der Hauptfaçade des palastähnlichen Gebäudes auf Jemanden zu warten schien.

„Nur fünf Pfennige, liebster, bester Herr Iraf!“ — flehte die Hartnäckige weiter und hielt ihr bleich und elend aussehendes Kind dem Wartenden hin.

Dieser schüttelte sich, als ob er ein giftiges Thier erblickt hätte, trat eine Stufe höher auf der Treppe, welche vom Trottoir in das Gebäude führte, und rief ärgerlich:

„Ist denn kein Schutzmann da? Ich habe Ihnen schon gesagt, daß ich selbst nichts habe; betteln Sie doch die reichen Leute an, die hier ein- und ausgehen!“

„Ach, lieber, gnädigster Herr Iraf — —“

Weiter kam die Frau in ihrer Jeremiade nicht, denn der Erwartete schien in der Person eines Hausknechts oder Laufburschen eingetroffen zu sein; der fremde Herr erhielt aus der Hand des ihn ehrerbietig Begrüßenden ein in Zeitungspapier gewickeltes kleines Päckchen und sagte kurz:

„Es ist gut, Johann — Du kannst mich im Gasthofe erwarten.“

Der also Entlassene ging weiter und der Fremde schritt die Steinstufen des Portals vollends in die Höhe und verschwand im Innern des Gebäudes.

Auch ich hatte am Eingange desselben Hauses einen Freund erwartet und war so der unfreiwillige Zeuge der eben geschilderten Scene geworden.

Endlich kam mein Freund und wir folgten nun dem uns vorangegangenen Manne in die prächtig eingerichtete und angenehm erwärmte Vorhalle der deutschen Reichsbank, nicht ohne daß auch wir vorher von der Bettlerin angesprochen worden und mit einem dargereichten Obolus von ihr losgekommen waren.

„Alle Achtung!“ rief mein Freund bewundernd aus, als wir innerhalb der Vorhalle ein paar weitere Treppenstufen erstiegen, eine Glasthür geöffnet hatten und nun in einem herrlichen, sich nach beiden Seiten erstreckenden Korridor standen.

„Du siehst die Reichsbank zum ersten Male?“ fragte ich meinen Begleiter.

Er nickte bejahend.

„Dann bitte ich Dich, mich später in die gegenüberliegende Konditorei zu begleiten“ — fuhr ich fort — „damit Du noch einmal in Ruhe den Gesammteindruck des aus Sandstein und gelben Ziegeln aufgeführten Wunderwerkes in Dich aufnehmen kannst. Doch jetzt komm und laß uns Deine Geschäfte besorgen; es wird lange genug dauern.“

Wir wandten uns rechts, und ich führte den aus einer fernen Provinz zugereisten Freund nach dem zu ebener Erde gelegenen Comtoir zur Aufbewahrung von Werthpapieren.

Ich muß mir hier im Hinblick auf den möglichen Fall, daß ein Mitglied der Steuer-Einschätzungs-Commission meiner gegenwärtigen Heimath diese wahre Geschichte lesen sollte,

die ausdrückliche Versicherung gestatten, daß nicht ich es war, sondern mein Freund, welcher in den Räumen des Effekten-Aufbewahrungs-Comtoirs etwas zu thun hatte; ich diente ihm nur als ortskundiger Begleiter. Wenngleich ich schon mehrfach in der Reichsbank gewesen war, so hatten mich doch niemals Geldgeschäfte, sondern immer nur das Interesse am Bauwerke selbst und an den großartigen Verkehrsverhältnissen in diesem Gebäude dahin geführt; Papiere besitze ich wirklich nicht; oder vielmehr die einzigen Papiere, die ich besitze, sind weiße, unbeschriebene Blätter, die ich allerdings in Werthpapiere zu verwandeln bestrebt bin, aber in Werthe, die mehr idealer Natur sind, die weder dem Rost- noch dem Mottenschaden unterliegen und sich einer materiellen Einschätzung vollkommen entziehen. Dies zur Vermeidung von Mißverständnissen.

Mein besser situirter Freund wollte aber seinerseits wirklich ein kleines Pöstchen ostpreußische und pommersche Pfandbriefe hinter Schloß und Riegel legen, und zu diesem Zwecke betraten wir das lange, saalähnliche Bureau, dessen komfortable Einrichtung daran erinnerte, daß man sich hier in einem gut fundirten und sachgemäß verwalteten Geschäfte befand.

Wir näherten uns einem der Tische.

„Ich möchte ein Depositum hier hinterlegen", sagte mein Freund schüchtern.

„Wollen Sie sich an den dritten Tisch dort bemühen", wurde ihm höflich erwidert.

Wir zählten die Tische und begaben uns an den bezeichneten Ort. Es standen schon mehrere Personen hier; aber ein neuer Beamter verließ sein Pult und begann mit meinem Freunde zu verhandeln. Während dieser sein Pöstchen Papiere aus der Tasche holte und mit dem Beamten beschäftigt war, hatte ich Muße, unsere Nachbarn am Tisch zu mustern.

Wahrhaftig, da stand auch der bescheiden gekleidete, ältere Herr von der Straße, welcher der Bettlerin versichert hatte, daß er mit Eintritt der Dunkelheit selbst zu betteln pflegte; er hatte vor sich einen umfangreichen Stoß Werthpapiere liegen und in der Hand hielt er das in Zeitungspapier gewickelte Päckchen, welches ihm Johann aus dem Gasthofe gebracht hatte.

„Haben Sie schon ausgefüllte Formulare bei sich?“ fragte ihn der Beamte, der sich seiner Abfertigung unterzogen hatte.

„Gewiß, ich habe sie hier drinnen“ — antwortete der Fremde und öffnete das Päckchen.

„Sind Sie selbst der Eigenthümer und deponiren auf Ihren Namen?“

„Ja wohl; Anton Kübler aus Kleinstadt.“

„Dann haben Sie die Güte, diese Formulare auch mit Ihrer Unterschrift und vollen Adresse zu versehen.“

Herr Anton Kübler nahm als vorsichtiger Mann erst seine Papierschätze wieder an sich, dann ging er mit seinen Formularen an einen der in der Nähe stehenden Schreibtische für das Publikum, setzte sich daselbst und begann die Unterzeichnung seiner Schriftstücke. Der hohe Stoß Werthpapiere, den Herr Kübler deponiren wollte, ließ mir den Besitzer im Gegensatze zu seinem unbedeutenden Aeußeren interessant genug erscheinen, um ihn eingehender zu mustern. Ich nahm daher am selben Tische ihm gegenüber Platz, holte meine Brieftasche hervor und gab mir den Anschein, als ob ich etwas zu notiren hätte; in Wahrheit aber betrachtete ich den Fremden aus Kleinstadt.

Er mochte die Sechzig überschritten haben, trug eine abscheuliche, fuchsige Perrücke und sein gewöhnliches, glatt rasirtes, nichtssagendes Gesicht hätte eines jeden Anhaltes

für einen Physiognomiker entbehrt, wenn nicht durch die charakterlosen Züge hin und wieder ein nervöses Zucken geblitzt hätte. Wie er so steif und graziengemieden dasaß und unverkennbar mit einiger Mühe auf die zahlreichen Formulare seinen mißtönenden Namen kritzelte, war er ein Urbild des ungebildeten, kleinstädtischen Philisters, hinter dem kein Anderer den schwer wiegenden Kapitalisten vermuthet hätte. Daß Herr Anton Kübler ein ausgemachter Geizhals, ein hartherziger Pfennigfuchser war, schloß ich aus der Art und Weise, wie er sich der Bettlerin entzogen hatte, aus seinen abgeschabten Kleidern und mehr noch aus der unsaubern Leibwäsche, die sein Westenausschnitt und seine Rockärmel sehen ließen.

Ich war derart in das Studium dieses seltenen Mannes vertieft, daß ich den Eintritt einer schwarz gekleideten älteren Dame und eines jungen Fräuleins, das die Tochter oder Nichte derselben sein mochte, gar nicht bemerkt hatte. Beide Damen setzten sich neben mich; die ältere begann ebenfalls Papiere — wahrscheinlich eine Erbschaft — hervorzukramen; die jüngere sah sich verwundert in dem großen, ihr unbekannten Raume um und schien dann meine eigene unbedeutende Person einer längeren Betrachtung zu würdigen.

Herr Kübler stand auf und trat wieder an seinen Zahltisch; ich folgte ihm, um meine Beobachtungen fortzusetzen.

„Würden Sie sich nun an jenen Tisch dort bemühen?“ sagte ihm der Beamte und deutete auf einen noch mehr im Hintergrunde des langen Saales stehenden Tisch.

Der Fremde packte seine sieben Sachen zusammen und kam der Weisung nach; da auch mein Freund dieselbe Prozedur des Büreau-Spießruthenlaufens am eigenen Leibe erdulden mußte, so folgten wir bald Herrn Anton Kübler aus Kleinstadt und kamen mit ihm wieder zusammen.

„Herr Anton Kübler“, — redete ihn der neue Beamte an, der den Namen des Würdigen aus seinen abgegebenen Formularen gelesen hatte — „Sie deponiren also laut dieses ersten Formulars 100,000 Mark konsolidirte Viereinhalbprozentige; nach diesem Verzeichnis hier 100,000 Mark vierprozentige Staats-Anleihe von 1850; hier 150,000 Mark Ostpreußische Provinzial-Obligationen; dies sind 200,000 Mark neue Posensche — —“ Der Beamte hielt inne und rief einen Kollegen herzu, der ihn bei dem Geschäfte der Vergleichung der Stücke und ihrer Nummern mit den in den Formularen gemachten Angaben unterstützen sollte; denn dieses Geschäft versprach ein langwieriges zu werden.

Ich traute meinen Ohren kaum. Der unsaubere, geizige, reduzirt aussehende Mann, dem kein Vorsichtiger einen Kredit auf 1000 Mark bewilligt hätte, deponirte hier ein Vermögen als Besitzer auf seinen Namen, um das ihn ein heruntergekommener Fürst beneidet hätte.

Mein Freund, der, während seine eigenen Papiere mit den von ihm überreichten Formularen verglichen wurden, auch Zeit gefunden hatte, mit halbem Ohre nach den Verhandlungen unseres Nachbars hinüberzulauschen, stieß mich leise an und flüsterte mir ins Ohr:

„Gegen diesen Biedermann hier neben uns komme ich mir mit meinem kleinen Bettel wie ein Lump vor.“

„Er scheint ein Milliönchen oder auch darüber zu deponiren;“ — gab ich flüsternd zurück — „sieh nur den Berg Formulare, der noch zu erledigen ist.“

Die Dame in Trauer war inzwischen auch an unsern Tisch getreten, um ihr Geschäft mit einem neu herzueilenden Beamten zu beginnen; das Fräulein, das in ihrem Fahrwasser aufgetakelt einherstolzirte, stellte sich dicht neben mich,

berührte ab und zu wie absichtslos meinen Ellenbogen und warf mir kokette, herausfordernde Blicke zu.

„Die Aermste!“ dachte ich — „sie hält mich gewiß für einen Kapitalisten und sucht eine Eroberung an mir machen zu wollen.“

Unser Aufenthalt vor dem Tische fing an etwas ermüdend zu werden. Das Geschäft ging schon mit dem Depositum meines Freundes sehr langsam von Statten; wie lange mußte es erst für Herrn Kübler dauern, dessen Papierbesitz ein so bedeutend umfangreicherer war! Zudem wurde die Luft in dem Lokale für meine Nerven nach und nach unerträglich; die großen Centralheizungen versehen die zu erwärmenden Räume leider immer noch mit einer trockenen, für manche Organismen geradezu betäubenden Hitze; ich fühlte, wie mir das Blut zu Kopfe stieg, wie meine Stirn feucht wurde, und sagte halblaut zu meinem Freunde:

„Wenn der Scherz hier noch lange währt, dann ziehe ich mich zurück.“

„Wir sind ja gleich fertig; warte doch noch den Augenblick!“ bat mich dieser, und sich gegen den Beamten wendend, fuhr er fort: „Nicht wahr, ich kann als Auswärtiger doch gleich die definitiven Depotscheine bekommen?“

„Ich denke, es wird sich machen lassen“ — erwiderte der Gefragte — „doch müssen Sie sich ein paar Stunden gedulden.“

„Ein paar Stunden!“ und das sagte der Mann so unverfänglich, als gelte es die amüsanteste Sache von der Welt! „Ein paar Stunden!“ Mich überlief trotz der Hitze ein Schauer. Ein paar Stunden länger noch in diesen Räumen wären für mich gleichbedeutend mit der Verurtheilung zum Erstickungstode gewesen.

„So lange möchte ich in der That nicht warten,“ — sagte mein Freund zu dem Beamten — „ich werde in zwei

Stunden wiederkommen. Wollen Sie mir vielleicht eine Interimsquittung geben?"

„Eine solche stellen wir niemals aus," — erwiderte nicht ohne Selbstbewußtsein der Beamte — „man schenkt eben der Reichsbank das Vertrauen. Aber Sie können eine Legitimationskarte bekommen, welche den Vorzeiger berechtigt, die Depotscheine für das unter Nummer so und so hinterlegte Depot in Empfang zu nehmen."

„So bitte ich um eine solche."

Nach kurzer Zeit empfing mein Freund die Karte und wir verließen das Comtoir. Herr Anton Kübler stand noch immer wie festgenagelt und hin und wieder mit den Gesichtsmuskeln nervös blitzend auf seinem Posten; das junge Fräulein warf mir einen schmachtenden Abschiedsblick nach — sie hatte gehört, daß wir wieder kommen würden, und so sollte der Blick wohl so viel sagen als „auf Wiedersehen!"

„Gott sei Dank!" rief mein Freund, als uns auf der Straße die frische Dezemberluft die Schläfe kühlte — „ich bewundere die Beamten, wie sie es in so warmen Räumen, in denen das letzte Atom belebenden Sauerstoffs verzehrt ist, aushalten können."

„Ein Schulmeister, ein Büreaubeamter und eine alte Jungfer", pflegte meine Mutter zu sagen, „vertragen mehr Wärme, als ein Brodteig im Backofen," versetzte ich zustimmend. „Uebrigens freue ich mich zu erfahren, daß der Besitz von Kapitalien und ihre diebes- und feuersichere Unterbringung mit solchen Strapazen verknüpft ist; ihr reichen Leute habt auf diese Weise doch nicht zu unverhältnißmäßig viel vor uns voraus."

„Spotte Du nur, Du Unverbesserlicher!" — drohte mein Freund — „vielleicht kommt die Zeit, wo auch Du in eigenen Angelegenheiten hier drinnen schwitzen und stöhnen wirst."

„Meine gnädigsten Herren Jrafen, eenen eenzigen Nickel für det Nickel hier!" begann wieder die alte Bettlerin, die noch immer das Trottoir vor der Reichsbank behauptete.

„Habe vorhin schon das Vergnügen gehabt;" — antwortete mein Freund.

Die Bettlerin erkannte uns und gab es sofort auf, uns länger zu belästigen.

„Nun komm zu Weiß;" — sagte ich — „es ist dies eigentlich eine Damenkonditorei; aber man ist so tolerant, auch Schnurrbärte darinnen zu dulden."

„Später, mein Herz, später! Es ist jetzt noch zu zeitig zum Frühstücken. Laß uns erst in die Nationalgallerie fahren; ich muß doch die Kartons in den Corneliussälen gesehen haben, sonst spricht meine Frau, wenn ich nach Hause komme, kein Wort mehr mit mir."

Nach zwei guten Stunden — Mittag war schon vorüber — kehrten wir in die Reichsbank zurück. Die Bettlerin war jetzt verschwunden; aber drinnen im Comtoir zur Aufbewahrung von Werthpapieren hatte sich nichts verändert: da stand noch immer der Gesichter schneidende, würdige Herr Anton Kübler aus Kleinstadt und neben ihm die ältere Dame in Trauer und das junge Fräulein mit den auffordernden Augen. Sollten die letzteren eine kleine Untreue gegen mich verübt haben und jetzt den Millionär mit günstigeren Blicken als mich betrachten?

Es kam mir noch heißer vor, und der verkappte Millionär und die beiden Damen hatte denn auch jede ein paar dunkelrothe Klatschrosen auf ihren Wangen aufblühen lassen.

Gott sei Dank, daß ich nicht täglich Gelder zu deponiren habe, — sagte ich zu mir selbst, als wir bis zu dem betreffenden Tische durchgedrungen waren — das ist ja eine

wahre Sisyphusarbeit! wenn wir nur nicht wieder am ersten Tische von Neuem anfangen müssen!

Mein Freund gab seine Legitimationskarte ab; der Beamte sagte, er würde ihm das Gewünschte sofort aushändigen; es war also Hoffnung vorhanden, daß wir heut noch würden Mittag essen können. In meiner gerechten Freude erwiderte ich einen der verliebten Blicke des Fräuleins in ermuthigender Weise und ein Lächeln der Befriedigung glitt wie Sonnenschein über das nicht üble Gesichtchen.

Ein boshafter Gedanke blitzte in mir auf. Ich zog meinen rechten Handschuh aus und spielte mit der entblößten Hand an der Spitze meines Schnurrbartes. Die erwartete Wirkung trat augenblicklich ein. Kaum hatte die huldreiche Schöne den kleinen Goldreif am vierten Finger meiner Hand bemerkt, als sie mich überrascht, dann in schnellem Uebergange des beredten Mienenspiels strafend, dann wahrhaft verächtlich ansah; ich ertrug den Wandel ihrer Gesinnungen mit philosophischer Gelassenheit und freute mich über die eines Mannes würdige Entschlußkraft der jungen Dame, mit der sie sofort die Approchen gegen den Millionär eröffnete, dessen knochendürre Finger die Phantasie einer Heirathslustigen durch keinen Trauring beleidigten. Küblerchen ließ sich das Näherrücken und die oeillades amoureuses der Unternehmenden ruhig gefallen; es kostete ihn ja nichts, und war eine kleine Abwechslung in der erdrosselnden Monotonie seiner heutigen Beschäftigung.

Endlich! Da waren die Depotscheine! Mein Freund steckte sie wohlgemuth ein, und mit einer aufathmenden Verbeugung gegen den Beamten verließen wir die ehrfurchtgebietenden Hallen der Reichsbank.

In der Damenkonditorei von Weiß (früher Schauß) saßen wir hinter Bouillon und einem Paar sehr appetitlicher

Lachs- und Kaviarbrödchen, um unsere deprimirten Lebensgeister wieder aufzumuntern, als die Thür aufging und Anton Kübler, ruppiger wie je aussehend, aber erhitzt und schweißglänzend, hereintrat. Ihm folgten die beiden uns schon bekannten Damen. Alle drei Kömmlinge setzten sich in unserer Nähe an eines der kleinen Tischchen; die Damen bestellten Bier und ein Paar „Canapé's", der inkognito reisende Millionär eine ganze Tasse Kaffee ohne jedes Zubehör. Das Fräulein, das mich keines Blickes mehr würdigte, unterhielt sich mit seiner neuen Eroberung, die aber wortkarg mehr den Zuhörer machte und nur manchmal mißtrauisch-verlegen oder kleinstädtisch-unbeholfen die Pergamentfalten des ausdruckslosen Angesichts zu einem unangenehmen Lächeln verzog. Der mir widerliche Geselle hielt, während er seinen Mokka behaglich-vorsichtig schlürfte, um jeden Pfennig seiner Zeche auszukosten, die Linke gegen das Herz gedrückt; dort ruhten wahrscheinlich die vielen Depotscheine, und der ängstliche Geizhals mochte etwas von weiblichen Bauernfängern oder Taschendieben gehört haben und auf seiner Hut sein. Als er fertig getrunken hatte, steckte er den Rest des à discrétion reichlich bemessenen harten Zuckers in eine seiner Hosentaschen, leckte den Löffel sorgfältig ab und erhob sich grüßend, um die Konditorei zu verlassen. Verdutzt blickte ihm das Fräulein nach; es mochte jetzt einsehen, daß einer solchen Festung gegenüber alle Schliche der modernen Belagerungskunst erfolglos seien.

Ich konnte ein leises Lächeln nicht unterdrücken, und gab meinem Freunde einen Wink, ebenfalls aufzubrechen.

Den Gedanken an diesen merkwürdigen Millionär wurde ich den ganzen Tag nicht mehr los und selbst des Abends im Theater beschäftigte ich mich unausgesetzt mit den kunstketzerischesten Dingen. Auf welche Weise mochte

der armselige Bursch sein Millionchen zusammengearbeitet, gespart, geschwindelt oder geerbt haben? Wer seiner Mitbürger in Kleinstadt besaß eine Mitwissenschaft von diesem in der Reichsbank versteckten Besitzthume? In welche Klasse der Einkommensteuer mochte der ruppig aussehende, sich selbst als abendlicher Bettler bezeichnende, in den Konditoreien Zucker einsteckende Geizhals eingeschätzt sein? Sollte er wirklich auf der verhängnißvollen Leiter die zwanzigste oder einundzwanzigste Einkommensteuerstufe erstiegen haben, auf welcher die zwischen 40 und 50 000 Mark Verzehrenden ihren Beitrag von 12—1400 Mark in den allgemeinen Topf werfen? Oder sollte er nicht vielmehr eine bescheidene und verschämte Rolle unter dem anständigen Proletariate der Dreitausend-Mark-Existenzen mit bestem Geschick und Erfolg spielen?

Diese mich in keiner Weise etwas angehenden Fragen verdarben mir zudringlich jeden Kunstgenuß, und ohne irgend welchen Beruf zum Finanzpolitiker in mir zu verspüren, ja, auf die Gefahr hin, daß Böswillige diese harmlose aber wahre Geschichte für eine ad hoc erfundene Tendenz-Erzählung halten möchten, kann ich doch das Geständniß nicht unterdrücken, daß mir an jenem Abende die schwersten Zweifel an der alleinseligmachenden Kraft direkter Steuern aufstiegen und daß mir auch der progressiven Einkommensteuer gegenüber jenes Wort mit Recht zu bestehen schien:

„Grau, theurer Freund, ist alle Theorie.“

Jedenfalls kam mir der Besitzer einer solchen heimlichen Million weit gründlicher gegen eine zutreffende Einschätzung geschützt vor, als irgend ein armer Teufel, dessen Unterbeamtengehalt in jeder beliebigen Liste eingesehen werden kann, während die Behörden in Folge des staatlich anerkannten Bankgeheimnisses kein Recht haben, zur Veranlagung von Steuern die

Auskunft des Effekten-Aufbewahrungscomtoirs einzufordern. Liegt hierin nicht eine ungleiche Vertheilung von Sonne und Wind? oder ist es nur der Schein, der mich trügt?

* * *

Die kritische Schmeißfliege — Musca sarcophaga foetida critica — ist eine der interessantesten und zugleich widerlichsten Arten der großen Klasse der literarischen Kerbthiere. Sie hat keine Fühler am Kopfe, ein einziges Beinepaar und ein verstümmeltes Flügelpaar, welches dem Thiere nur selten gestattet, sich schwerfälligen Fluges in höhere Regionen zu erheben. Die kritische Schmeißfliege trägt auf ihren Punktaugen häufig eine Brille, athmet statt durch Tracheen durch schnaubende Lungen, und macht für Geld und gute Worte jede beliebige Verwandlung durch. Die Art ihrer Fortpflanzung ist in undurchdringliches Dunkel gehüllt; nur so viel steht fest, daß sie nicht im Wege der Parthenogenesis stattfindet. Sie hat beißende, stechende Mundwerkzeuge, die sich schon dem unbewaffneten Auge als ungewaschene darstellen.

Auf dem literarischen Miste, den das Volk der unberufenen Schreiber alljährlich in ungeheurer Menge producirt, lebt dieses Thier einsam oder auch gesellig, jedoch nie in größeren Schwärmen, da es futterneidisch ist und eine allzu große Mitbewerbung nicht verträgt. Es ernährt sich von den Hirnsecretionen der allerelendesten Schmierlinge und entwickelt bei der kritischen Zersetzung von belletristischen Koprolithen der Vergangenheit und poetischen Guanohaufen der Gegenwart eine anerkennenswerthe Schnellfertigkeit.

Die Musca foetida hat sich die Allüren ihrer vornehmen Base, der kritischen Honigbiene (Apis mellifica critica nobilissima) trefflich abgesehen und sucht ihren Stechrüssel, genau wie die letztere, zu wetzen; während diese

aber als enthaltsame Vegetarianerin nur von den edelsten Literaturblüthen kostet und aus denselben ihren aromatischen Honig einsammelt, fällt unsere Dreckfliege, als omnivore Plebejerin, über allerlei Unflath her, um mit der bequemen Zersetzung und Zernichtung desselben den Appetit zu stillen und dem blöden Haufen zu imponiren.

Man wird die teleologische Bedeutung dieses Mistthieres für den großen Haushalt der Natur nicht unterschätzen dürfen; es reinigt durch seine Thätigkeit die literarische Atmosphäre; es trägt von der Alluvialschicht des poetischen Guanos immer wieder ein Körnchen ab. So weit könnte man der Allmutter Natur auch für die Schöpfung dieser stinkenden Schmeißfliege dankbar sein und sich mit ihrer Existenz abfinden, wie man sich mit dem Vorkommen der Wanze abfinden muß, die zwar ebenfalls stinkt, aber den Menschen durch den Abscheu, den sie einflößt, zu einer wachsamen Reinlichkeit zwingt. Die kritische Schmeißfliege ist aber widerlicher und gefährlicher als die Wanze. In ihrer brutalen Honorargier und unverschämten Zudringlichkeit wirft sie sich auch wahl- und anstandslos auf die berechtigten Erzeugnisse der Vollblutherzen und Vollblutköpfe. Nichts ist ihr heilig. Wer von ihr weise und edle Enthaltsamkeit erwartet, der hat ihre verkommene und perverse Natur noch nicht erkannt. Sie fällt über Alles her, was ihr vor den geifernden Rüssel kommt, über warmes Fleisch und über Leichen; das Unantastbare sucht sie zu besudeln, um durch das Verblüffende ihrer Unverschämtheit das Urtheil zu blenden und über ihr eigenes Wesen zu täuschen.

Ein pfiffiger Instinkt beseelt die kritische Schmeißfliege; wenn sie, vom Hunger oder Größenwahn getrieben, ihre Competenz überschreitet und irgend einen Raub vom Parnaß in sacrileger Niedertracht auf ihre Düngerstätte zu schleppen

sucht, dann bemüht sie sich durch vermehrten Aufwand von komisch sein sollendem Geschwirre die Lacher auf ihre Seite zu bringen und durch übelduftige Secretionen das Anstandsgefühl der Menge zu chloroformiren. In diesem Bemühen ist sie nicht immer ohne Glück. Eine gute Veranlagung für das niedere Wortwitz-Gesummse, für das Kalau-Geschwirre des Mühlendammes, für die Luft-Evolutionen des Bierbankhumors und der Jobberlaune ist ihr nicht abzusprechen, und in Zeiten allgemeiner Verstimmung wirken ihre Lazzi und Polissonnerieen nicht selten erheiternd. Ihre drolligen Flügelschläge sind demnach mannigfache und finden in den anspruchsloseren Kreisen willige Bewunderer. Erringt sie wirklich die Anerkennung des Pöbels, so schwillt unserer Schmeißfliege der Kamm; mit den allerpossierlichsten Grimassen sucht sie dann in die Kreise höherer Thiergeschlechter einzudringen, aber durch ihren penetranten Geruch verräth sie ihre gemeine Herkunft und Gesinnung und verschließt sich das angestrebte Ziel.

Das Herz dieser Schmeißfliege hat sich unter dem Mikroskop als ein mit einem giftigen Schleime angefüllter Beutel erwiesen; man kann daher von keinem Blutumlaufe in diesem Insekte, sondern nur von einem Schleim- oder Giftumlaufe sprechen. Daß seine Provenienz der Orient sei, ist eine unwissenschaftliche Behauptung orthodoxer Fanatiker; auf der Naturforscher-Versammlung zu X. ist festgestellt worden, daß die M. foetida sarcophaga crit. auch im nördlichen Deutschland autochthon vorkommt, wenngleich sie sich mit der orientalischen M. vielfach kreuzen mag. Ein Mittel zu ihrer sicheren Vertilgung hat die Naturwissenschaft noch nicht aufgefunden, wie ja auch gegen die Phylloxera noch vergeblich gekämpft wird; der Versuch, ihr mit Pulver und Blei beizukommen, hat sich als aussichtslos erwiesen; sie ist wohl auch selten einen Schuß Pulver werth; am

meisten empfiehlt sich noch das Insektenpulver der Verachtung; besonders dickhäutige und giftige Exemplare verhalten sich aber auch gegen dieses Mittel empfindungslos. Da dieses kleine Thierchen, welches das unantastbare Recht der Apis crit. nobilissima schändlich verfälscht und schnöde mißbraucht, wahrhaft gemeingefährlich und zu einer Geißel für die geistige Blüthe eines Culturvolkes werden kann, so ist es eine Pflicht des Naturforschers, auf das Vorkommen desselben ein wachsames Auge zu haben und, wo nur immer solch' ein schädliches Insekt auftritt und sich parasitisch in die vornehme Literatur einnisten will, den Alarmruf zu erheben und die Hüter der ideellen Interessen der Menschheit auf die drohende Gefahr aufmerksam zu machen.

* * *

Es giebt eine feststehende Klimax, die der sich normal entwickelnde Gattungsmensch fast ausnahmslos emporsteigt. Der Knabe schwärmt für seine sogenannten Freunde und schließt Freundschaften mit schnellfertiger Verwegenheit; der Jüngling sucht die Einsamkeit, und in derselben träumt er von einem jungen, holden Wesen, nach dem sein liebekrankes Herz schmachtet; der junge Mann, wenn die Episode des Liebesrausches wie ein wonniger Morgentraum hinter ihm liegt, aber noch immer eine unverlierbare Weihe über sein ganzes ferneres Leben zaubert, wendet sich dem nimmer rastenden Erwerbe zu, und mit gedankenschwerer Stirn oder schwielenharter Faust sucht er dem kargen Glücke das abzutrotzen, was zum Unterhalte von Weib und Kind erforderlich ist, und was dereinst als Rückhalt für die Tage der Erwerbsunfähigkeit und des fröstelnden Alters dienen soll; ist auch dieses Bedürfnis gestillt, dann spürt der gereifte Mann nach Mitteln und Wegen, wie er sich bekannt machen, sein Ansehen steigern und wenigstens ein unscheinbares Blättchen

im Buche der Geschichte mit seinem Namen anfüllen kann. Der Ehrgeiz, die Ruhmsucht ist die höchste Staffel jener Leiter; auf ihr bleibt der Mann schwindelfrei stehen oder sucht sich mit der Balancierstange der Weltklugheit, der Menschenkenntniß und Lebenserfahrung vor einem Sturze so lange zu bewahren, als seine geistigen Kräfte aushalten und er nicht der Sterilität oder gar dem Marasmus verfällt.

Einige wenige Abarten des menschlichen Geschlechtes verweigern es, jene Klimax regelrecht zu beschreiten, und jenachdem sie die eine oder die andere Sprosse derselben vorwegnehmen oder zu lange behaupten, bilden sie bewunderns- oder verabscheuungswerthe Ausnahmen von der Regel.

Ein Greis, der immer noch nach Liebe schmachtet, oder ein älterer Mann, der trotz der Erfahrungen seines Lebens immer noch zu hastige Freundschaftsbündnisse schließt, macht sich auf gleiche Weise ekelhaft oder lächerlich. Ein Jüngling, der des Herzens lauten Naturschrei zum Schweigen bringt, und unempfänglich für die Lockungen der Freundschaft und den Zauber der Frauenhuld nur dem Phantome des Ruhmes nachstrebt, kann Großes leisten und Ansprüche auf die Unvergänglichkeit seines Namens erwerben; er kann aber auch zum Narren und Schufte werden und als ein tempelschänderischer Herostrat die Flüche der Mit- und Nachwelt auf sein schuldiges Haupt laden.

Wehe aber jenem frühreifen, d. h. mehr nothreifen und daher nimmer schmackhaft werdenden männlichen Wesen, das schon als Schuljunge in gewinnbringendem Tauschhandel mit Bleistiften oder Buttersemmeln seine Finanzen zu verbessern strebt und das als Jüngling bei völliger Unterdrückung des Ergänzungstriebes jeden Gedanken an Liebe und Freundschaft in sich ausmerzt und nur dem Erwerbe nachjagt! Solche ethische Wechselbälge bilden die Ersatztruppe

für das Heer der gefühllosen, thierisch-rohen Materialisten und Nützlichkeitsgeschöpfe; sie kennen nur ein Idol, vor dem sie die Kniee beugen: das goldene Kalb. Durch Geiz und Habsucht schänden sie den Namen der Menschheit; sie feilschen und schachern in gemeiner, niederträchtiger Gier zuletzt um Schweiß und Blut ihrer Mitmenschen, um Leib und Ehre ihrer Anverwandten; an das Heiligste legen sie den schmutzigen Maßstab ihrer Rentabilitätsberechnungen und mit dem Griffe ihrer Geierkrallen würgen sie Wittwen und Waisen. Das Surrogat, das ihnen statt der Liebe dienen muß, finden sie in der Gosse, und statt der Freundschaft pflegen sie eine ehrlose und entwürdigende Camaraderie mit gleichgesinnten Spießgesellen. „Was zu handeln? was zu schachern?" das ist die Losung und das Feldgeschrei, an dem sich diese meist im Dunkel auf Beute ausgehende Rotte erkennt; Geld verdienen, Geld gewinnen, Geld ertrotzen, Geld erschwindeln — das ist der einzige Pol, um den sich ihre Gedankenwelt dreht, und um die goldenen, klimpernden Münzen einzuheimsen, streifen sie mit dem Rockärmel das Zuchthaus oder stürzen auch mit der Thür in dasselbe hinein. Ein Wesen, das immer nur an den Erwerb denkt, ohne daß es durch elende Existenzbedingungen gezwungen ist, von der Hand in den Mund zu leben, ist wohl das ekelhafteste und niederträchtigste aller mit Vernunft begabten Geschöpfe — ja es macht sich des Gebrauches seiner Vernunft so unwürdig, daß es zuletzt mit der Verfinsterung dieses inneren göttlichen Lichtes bestraft wird: ein Mensch, der von Jugend an nichts thut, als schachern, gründen und Geldstücke zählen, wird zum Idioten, zum sittlichen Trottel, und wenn er einen Stern auf der Brust trüge und ihm der Padischah den Fürstentitel verliehe. Das Leben eines sich normal entwickelnden Menschen muß zwischen Erwerben und Aus-

streuen, zwischen Geben und Nehmen mindestens getheilt sein; wohl dem aber, der mehr spendet, als er empfängt, und der nur empfängt, um zu spenden!

* * *

Man kann die Kulturhöhe eines Volkes nach den scheinbar unbedeutendsten Dingen abschätzen; man hat z. B. den Verbrauch von Seife zum Werthmesser der Kultur machen wollen. Ich bin oft zweifelhaft darüber, ob ein Volk, in dessen Städten und Dörfern (mit Ausnahme der Metropole) es jedem umherschweifenden Bettler gestattet ist, seine Mitmenschen durch die Gassenhauer einer Drehorgel zur Verzweiflung zu bringen, — ob ein solches Volk Anspruch auf den Namen eines Kulturvolkes erheben darf: und ich bin überzeugt, daß eine feinfühligere und rücksichtsvollere Zukunft diesem Unwesen einer gewerbsmäßigen Straßenmusik ein definitives Ende bereiten und auf die früheren Geschlechter, die diesen nervenmordenden Schlendrian aus falscher Humanität duldeten, wie auf halbgebildete Barbaren zurückblicken wird.

Es ist etwas Schönes um die Humanität — nur muß sie nicht zur Gedankenschwäche führen, denn dann wird sie zum geraden Gegentheile dessen, was sie beabsichtigt, und sie wirkt dann schrecklicher als die rücksichtsloseste Tyrannei.

Eine Messeraffaire mit tödtlichem Ausgange beschäftigte zu Neujahr 1880 das Schwurgericht, vor dem sich ein Tuchmacher gegen die Anklage der vorsätzlichen Körperverletzung mit tödtlichem Erfolge, sowie ein Vergolder wegen Betheiligung an einem von mehreren Personen versuchten Angriff, der den Tod eines Menschen zur Folge hatte, verantworten mußte. Der Erstere, ein 35jähriger, verheiratheter Mann und Vater von vier Kindern, war bisher unbestraft; der Andere, der Schwager des Tuchmachers, war schon sieben Mal vorbestraft und hatte bereits zwölf Jahre im Zucht-

hause zugebracht. In der Nacht von einem Sonnabend zum Sonntag des vergangenen Sommers, etwa um 1 Uhr, wollten sich die beiden Angeklagten, nachdem sie sich in mehreren Schanklokalen vergnügt hatten, nach dem Schlesischen Busche begeben; an der Freiarchenbrücke waren ihnen drei Personen begegnet. Ohne jede Veranlassung war der Tuchmacher an einen dieser drei Begegnenden mit der Behauptung herangetreten, daß er ihn kenne, und als der Fremde dies leugnete, hatte er geäußert: „er kenne ihn aus Plötzensee.“ Als der Angeredete diese Zumuthung mit der Bemerkung zurückwies, daß es schlimm genug sei, wenn er, der Tuchmacher, schon in „Plötzensee“ gesessen habe, sprang der Vergolder vor, packte den Fremden an der Brust und drohte, ihn und seine Begleiter ins Wasser zu werfen. Der Angegriffene wehrte sich natürlich und warf den Angreifer zu Boden; als er wieder aufblickte, sah er, wie der Tuchmacher mit einem Gegenstande nach einem seiner Begleiter (Namens Bertram) schug, und wie Bertram in demselben Augenblicke lautlos zu Boden stürzte. Auch der andere Begleiter hatte dies gesehen, war dem Tuchmacher in den Arm gefallen, erhielt aber selbst noch einen Messerstich in den linken Unterarm, der ihn zwang, um den Bluterguß zu stillen, sich sofort einen Verband anzulegen. Nach der That entfernten sich die beiden Angeklagten eiligst, wurden von zweien der Angefallenen verfolgt und machten den Versuch, in eine Fabrik zu flüchten, woran sie jedoch durch den Portier der Fabrik verhindert wurden. Der Verfolgung schlossen sich nun noch mehrere Personen an, denen der Tuchmacher nochmals mit dem Messer drohte, und endlich wurden die Ausreißer durch einen Wächter ergriffen und zur Wache befördert. Während des Transportes warf der Tuchmacher einen Gegenstand in den Rinnstein, und als

der Wächter später nachsuchte, fand er an dieser Stelle ein sogenanntes Küchenmesser. Inzwischen waren einige Personen nach der Brücke geeilt, wo Bertram noch immer in bewußtlosem Zustande in einer großen Blutlache lag. Er wurde direkt nach dem Krankenhause Bethanien befördert, wo er jedoch schon am nächsten Tage an der erhaltenen Wunde an der linken Schläfe, und zwar in Folge Blutergusses in die Schädelhöhle verstarb.

Die Angeklagten bestritten natürlich ihre Schuld. Der Tuchmacher behauptete, von der ganzen Sache nichts zu wissen, da er sinnlos betrunken gewesen wäre; der Vergolder wollte sich lediglich gegen den Angriff des Fremden gewehrt haben.

Die Geschworenen bejahten die Schuldfragen unter Zubilligung mildernder Umstände und der Gerichtshof verurtheilte den Tuchmacher zu zwei Jahren Gefängniß, den Vergolder zu einem Jahre.

Ich zweifle keinen Augenblick, daß die gerichtliche Verhandlung streng dem Gesetze entsprechend und mit der uns Deutschen eigenthümlichen Gewissenhaftigkeit geführt worden ist, und daß die Herren Geschworenen nach bester Ueberzeugung und ihrem Eide gemäß ihr Verdikt abgegeben haben; preußische Richter und preußische Geschworene stehen in meinen Augen über jeden Vorwurf erhaben da und ich beuge mich jederzeit ihren Aussprüchen. Aber der Kodex, nach welchem ein derartiges Urtheil möglich war, scheint mir doch ein Loch zu haben und zu mancherlei schweren Bedenken Anlaß zu geben. Wenn sich Jemand sinnlos betrinkt und zu seinem Vergnügen einen unbekannten Vorübergehenden mit dem Messer anfällt und derart zurichtet, daß derselbe am andern Tage seinen Wunden erliegt; und wenn dieser Jemand, als Urheber eines so blutigen Vergnügens, dann

seinen niederträchtigen und wahrhaft bestialischen Frevel unter Zubilligung mildernder Umstände mit nur zwei Jahren Gefängniß zu büßen hat, so ist dies ein Mißverhältniß zwischen Schuld und Sühne, gegen das sich mein unjuristisches und — ich gebe es zu — durchaus laienhaftes Bewußtsein geradezu empört. Es will mich bedünken, als wäre in unserem Strafgesetz nicht Alles in Ordnung; als bedürfte es einer schleunigen Revision, um es mit dem Denken und Empfinden der juristisch ungeschulten Menge in besseren Einklang zu bringen.

Ob die hier in Rede stehenden mildernden Umstände der Trunkenheit des Todtschlägers zugebilligt worden sind, ist mir nach dem Berichte der Zeitung unbekannt geblieben; ich nehme es nicht an. Wohl aber halte ich es, ganz abgesehen von dem vorliegenden Fall, für geboten, den § 51 des Strafgesetzbuches für das deutsche Reich, welcher folgende Fassung hat:

„Eine strafbare Handlung ist nicht vorhanden, wenn der Thäter zur Zeit der Begehung der Handlung sich in einem Zustande von Bewußtlosigkeit oder krankhafter Störung der Geistesthätigkeit befand, durch welchen seine freie Willensbestimmung ausgeschlossen war"

durch den Zusatz zu amendiren:

„Ist jedoch die Bewußtlosigkeit des Thäters nur die erwiesene Folge von Trunkenheit, so ist dies kein Milderungs- sondern ein Verschärfungsgrund bei Abwägung der Strafe."

Ich halte es wirklich an der Zeit, Angesichts der überhand nehmenden Brutalitätsverbrechen, durch einen solchen Zusatz dem versoffenen Messerpöbel ein für allemal klar zu machen, daß ihn gewohnheitsmäßige Trunkenheit für seine blutigen Raufhändel und nichtswürdigen Ueberfälle harmloser Spaziergänger nicht mehr entschuldigt, sondern daß sie seine

Verantwortung nur erschwert. Das Recht ist nach Felix Dahn die Befriedigung eines Vernunftbedürfnisses; in dem „Deutschen Rechtsbuch" des Königsberger Professors heißt es in der Einleitung: „Das Recht ist, so wenig wie z. B. die Sprache oder die Kunst, durch ausdrücklichen oder stillschweigenden Vertrag entstanden, sondern unbewußt und unwillkürlich, aber nothwendig, aus den realen Nöthen und idealen Anforderungen menschlicher Natur und Vernunft erwachsen." Wenn diese idealen Anforderungen bei der Diskussion unseres Strafrechts sich überwiegenden Einfluß verschafft haben, so sind heut unsere realen Nöthe derart vermehrt, daß ihnen durch eine Reform des wandelbaren Rechtes Rechnung getragen werden muß.

Die Annahme, daß sinnlose Trunkenheit jedes Verbrechen, wenn nicht geradezu entschuldige, so doch wesentlich gemildert erscheinen lasse, sitzt wie ein fressendes Geschwür im Bewußtsein der rauflustigen Feinde der Gesellschaft; es ist an der Zeit, diesem Irrthum durch eine unzweideutige Deklaration im Strafgesetze entgegen zu treten.

Zu Nutz und Frommen der Humanitätsschwärmer, die sich gerade durch eine zu große Milde der Strafbestimmungen als die gefährlichsten Widersacher der wahren Humanität erweisen, wurde neulich das Faktum gemeldet, daß der Lord Justice Bett in England dieser Tage zwei Individuen, die sich der „Rempelei" schuldig gemacht hatten und in drei Fällen überführt waren, ihre Opfer mißhandelt zu haben, zu zwanzigjähriger Strafarbeit verurtheilt habe. Die Londoner Blätter haben ohne Unterschied des Parteistandpunktes über dieses Urtheil ihre Befriedigung ausgesprochen und der Hoffnung Ausdruck gegeben, daß der hohe Richter in jedem ähnlichen Falle mit gleicher Strenge

verfahren werde; und unwillkürlich fragt man sich, welches wäre vor seinem Forum das Schicksal der mit zwei respektive einem Jahr Gefängniß bestraften Berliner Messerhelden gewesen?

Auf die Gefahr hin, von den Gegnern meines Standpunktes als verkappter Reaktionär denunzirt zu werden, aber aus meinem Gewissen heraus und im Namen der von Brutalitätsverbrechern mehr und mehr terrorisirten gebildeten Welt spreche ich die Ueberzeugung aus, daß uns eine objektiv und klarer urtheilende Nachwelt wegen unserer zu großen Milde gegenüber den nichtswürdigsten Feinden der Gesittung als halbe Barbaren bemitleiden wird. Wir ertragen eben nicht nur die Mißhandlungen durch die Drehorgel herumlungernder Straßenmusikanten, sondern auch die Messerstiche der im Dunkel der Nacht uns auflauernden Alkohol-Hyänen, und über dem Solon haben wir den Drako vergessen. Wenn wirklich Muth dazu gehören sollte, dies zu erklären, so will ich diesen Muth hierdurch bewiesen haben; möchten wir uns an den intelligenten und auf die Unverletzlichkeit der Person ängstlich haltenden Engländern ein Beispiel nehmen und durch strengere Strafbestimmungen einen wirksameren Schutz dem durch fuseltrunkene Banditen bedrohten Menschenleben angedeihen lassen!

* *
*

„Der wohlthätige Schöpfer hat den Tod an das Ende unseres Lebens gesetzt“ — soll ein Kanzelredner gesagt haben — „was wäre unser Leben, andächtige Zuhörer, wenn er ihn zu Anfang des Lebens gesetzt hätte? — nichts, meine Lieben, gar nichts!“

Diese Anekdote — ich weiß nicht, wie es zuging — kam mir in den Sinn, als ich den zwischen dem Warmbüchenkamp und der Breiten Straße in Hannover gelegenen Marien-Friedhof betrat. Der „lachende Philosoph“ erzählt

uns in seinem „Demokritos“ diesen Scherz, und er hat mir deshalb immer ausnehmend gut gefallen, weil ich ihn für historisch wahr halte; denn man braucht nur Grabinschriften zu lesen und es wird einem sofort klar, daß der Mensch zu allen Zeiten neben den tiefsten und erhabensten Gedanken auch die albernsten und nichtsnutzigsten Aussprüche über das Sterben zum Besten gegeben hat.

Ich besuchte den genannten Friedhof, um das Grabmal der durch Goethes Werther verewigten Lotte zu sehen, und las denn auch zu meiner Befriedigung von einem verzierten, gußeisernen Kreuze die Inschrift ab: „Hier ruht u. s. w. Charlotte Kestner, geborne Buff.“ Es wäre eine Unwahrheit, wollte ich behaupten, daß ich bei Betrachtung des Kreuzes und seiner Inschrift besonders wehmüthig ergriffen oder zu besonders feierlichen Gedanken angeregt gewesen wäre; das Kreuz war ziemlich geschmacklos, der Ort selbst durchaus gewöhnlich und nüchtern, und die Spaziergänger, die hier und da den Friedhof bevölkerten und vor und auf den Gräbern herumkrochen, waren mit ihrer ziemlich laut geführten und den Bann des Alltäglichen nicht verlassenden Unterhaltung auch nicht dazu angethan, mich dem Irdischen zu entrücken und in irgend welcher Weise zu begeistern. Und doch — wer hat vor diesem Grabmale gestanden und, falls er nicht ein Fremdling in der deutschen Literatur war, nicht an den Altmeister derselben und an sein reiches, wunderbares, seltenes Leben gedacht? 1772 in Wetzlar hat Goethe Charlotte Buff und den jungen Jerusalem kennen gelernt; — ungefähr wird es sich so verhalten; ich mag in keiner Weise mit staubschnüffelnden Biographen, die selbst Schlafrockfetzen ihres Helden sammeln, wegen einiger Monde mehr oder weniger Händel anfangen — 1774 hat der „Werther“ das Licht der Welt erblickt; 1831 ist Charlotte

Buff, verehelichte Kestner, gestorben; 1832 hat der große Wolfgang selbst die Augen für immer geschlossen; und 1880 hat man ihm endlich in Berlin ein — Denkmal gesetzt. Welch' lange Zeit! welch' lange Zeit! Freilich — unsere modernen Damen begeistern sich nicht mehr an den Leiden des armen Werther; für sie ist der Name Charlotte ein inhaltsleerer, und wollte man sie unvermittelt fragen, wer Fräulein Buff gewesen sei, sie würden einigermaßen in Verlegenheit kommen; sie lesen mit Spannung die Romane der Marlitt, wissen auch zur Noth, wer Richard Wagner oder Bismarck ist, haben auch die ungefähren Gesichtszüge Goethes im Kopfe, da eine Büste desselben auf dem Schreibtische oder in der Bücherei des gelehrten Herrn Papas steht — aber ein Mehreres darf man von ihnen billiger Weise nicht verlangen — sie sind Kinder der Zeit, d. h. der Gegenwart, und scheeren sich den Kuckuk um die Vergangenheit und ihre großen Männer, welch letztere Alle für sie ein gewisses Etwas ödester Langweiligkeit haben. Was ist der Nachruhm? weniger als ein Nichts! Wenn wir die Erscheinungen des Lebens als Potenzen einer und derselben Grundidee betrachten, also, mit anderen Worten, die menschlichen Schicksale in ein logarithmisches System bringen, so ist der Nachruhm minus unendlich, denn minus unendlich ist der Logarithmus von Null.

Diese Gedanken nahm ich von dem Grabmale Charlottens mit hinweg und ich sollte nach wenigen Minuten zu diesem meinem mathematischen Einfall eine neue und überraschende Illustration finden.

Die so oft durch neidische Regenwolken verfinsterte Sonne dieses Sommers guckte vorwitzig durch die grünen Zweige der Friedhofs-Akazien, und ein Paar frivole gefiederte Sänger zwitscherten von diesen Zweigen ganz unpassende

Weisen von Liebes- und Werdelust, als ich behaglich weiter schlenderte und mich nach neuen Merkwürdigkeiten auf dem Gottesacker umsah. Ich näherte mich der alten, in dem bekannten nüchternen, man möchte sagen stillosen Stile Norddeutschlands erbauten Kirche und mein Blick haftete plötzlich an einer Birke, die ein Steindenkmal beschattet. Ich glaube, daß es eine Birke gewesen ist; da ich aber nicht als Berichterstatter zu reisen pflege und auch nicht zu den Leuten gehöre, die für Nebensächliches ein nie trügendes Gedächtniß haben, dafür aber manchmal die Hauptsache, nämlich die Spitze einer Anekdote, vergessen, so will ich nicht beschwören, daß es eine Birke war — es kann auch eine Buche gewesen sein. Das Denkmal zu Füßen des Baumes war ein aus mächtigen Steinblöcken geformter Würfel, der auf einem ebenfalls steinernen Postament ruhte und den Namen der hier Begrabenen, einer Frau von Rüling, gebornen von Willich, aufwies. Auf der untersten Stufe des Postamentes standen die Worte in Stein gehauen und trotz ihres hundertjährigen Alters noch gut lesbar:

„Dieses auf ewig gekaufte Begräbniß darf nie geöffnet werden.“

Was war nun aber mit diesem Denkmal geschehen? Ein Vöglein oder ein Insekt oder der Hauch des Windes mochte vor vielen, vielen Dezennien das Samenkorn eines Bäumleins in eine Fuge zwischen zwei Steinwürfel getragen haben; dort hatte das Samenkorn gekeimt und Wurzel geschlagen und zwei zudringlich-neugierige Keimblätter hatten ihr Haupt aus der Fuge erhoben und das Licht des Himmels und ihren Fruchtboden, das merkwürdige Denkmal, staunend betrachtet. Sonne und Wind müssen dem jungen Pflänzlein günstig gewesen sein; die Hand des Todtengräbers und Friedhofgärtners, auch die schmutzigen Finger der lieben

Schuljugend müssen es verschont haben; denn im Laufe der Zeiten erstarkte der zarte Schoß und wuchs empor und wurde zu einem kräftigen, wetterstrotzenden Stamme. Aber sein Standort war Stein; und um Nahrung für seine hungrigen Zellen zu finden, streckte er hier und dort eine Wurzelfaser durch die Fugen und senkte sie in das Erdreich unter dem Denkmal; und auch diese Wurzelfasern erstarkten, und wie sie größer und größer wurden, drängten sie mit unsichtbarer, nie ermüdender und höchste Wirkung erzielender Elementarkraft die Steinwürfel auseinander, lockerten die eisernen Klammern, welche die Quadern des Postamentes verbanden, in ihren Fugen, und das Unerwartete und kaum Glaubliche geschah: das „auf ewig gekaufte Begräbniß, das nie geöffnet werden sollte", war aus seinem Verbande auseinandergesprengt, — das Grab, das keines Menschen Hand berührt hatte, war durch die stärkere Hand der Natur geöffnet und lag erschlossen da.

Ein wunderbarer Anblick! Eine köstliche, nicht mißzuverstehende Predigt gegen die Kurzsichtigkeit und Vermessenheit des staubgeborenen Menschen! Das stolze Wort von dem „auf ewig gekauften Begräbniß", wie gründlich war es zu Schanden gemacht! Viele haben das Grabmal vor mir betrachtet, Viele werden es nach mir betrachten; aber Jedem, der es sah, ist sicher ein feines Lächeln über das Antlitz gehuscht — Jedem, der es in der Folge sehen wird, wird gleicher Weise ein ironisches Zucken um die Mundwinkel spielen. Wie konnte ein kurzlebender Mensch an die Ewigkeit eines Kaufvertrages glauben! wie konnte er das Wort ewig als Prädikat für eine menschliche Abmachung in Stein meißeln lassen! Das Wörtlein „ewig" ist ein zweischneidig Schwert — nur im Glauben kann es erfaßt werden; wer es aber praktisch auf den Plunder seiner irdischen Geschäfte

anwendet, der merkt etwas von einer Antinomie in seiner Schärfe und schneidet sich in die Finger. Es ist ein undenkbarer Begriff, so undenkbar, daß wir ihm ohne Schaden für unsern Intellekt ein positives oder negatives Vorzeichen geben können; und setzen wir „ewig" hinter minus, so haben wir den Logarithmus von — Null.

Die Ruhe der Todten wird durch diese Oeffnung des Grabes nicht gestört worden sein; kein Nachkomme wird gegen die force majeure, die sich hier gegen den schwachen Menschen und sein noch schwächeres Werk gekehrt hat, Klage erhoben haben, sowie auch kein Träger des Namens Rüling in diesen Zeilen vernünftiger Weise einen literarischen Angriff auf die in Stein gemeißelten Werke eines seiner Vorfahren finden wird. Die Kritik jenes Epitaphiums ist von einer unbestechlichen und weit über Menschengunst und Ungunst erhabenen Instanz besorgt worden; und vor dieser Instanz hat das vermessene Wort des Grabschrift-Autors nicht bestehen können: es ist als inhaltleer verworfen worden.

Es war in einem idyllischen Pfarrhause zwischen Braunschweig und Magdeburg, wo ich mich bei einem alten, bewährten, durch körperliche Leiden schwer geprüften Freunde von den Strapazen meiner sommerlichen Reise ein wenig erholte und das genoß, was uns selten die wechselnde Unruhe des Reisens, und meist nur die Stille traulichen Beisammenseins gewähren kann: eine aufgeschlossene, treue Menschenseele. Ich plauderte mit dem würdigen Pfarrer, den ein feiner Zug sokratischer Ironie außerordentlich gut kleidete, über Dies und Jenes und erzählte auch von meiner in Hannover entdeckten Grabschrift.

„Sie thun Recht daran", sagte er zu mir im Laufe des Gesprächs, „auch die Friedhöfe auf Reisen zu besuchen; sie werfen fast immer auf Land und Leute durch ihre Inschriften

ein besonderes Licht und orientiren auf geistigem Gebiete häufig ebenso schnell, wie dies auf dem materiellen ein „Bädeker“ thut. Auch ich habe früher, da ich noch gesünder und beweglicher war, die Begräbnißstätten durchwandert und manchen Schatz entdeckt, der werth war, der Vergessenheit entrissen zu werden. So habe ich mir eine Grabschrift abgeschrieben, die ich hier in der Nähe irgendwo gefunden habe — ich will sie Ihnen holen.“

Er stand auf und ging aus dem Garten, unter dessen weitschattenden Bäumen wir beim Kaffee saßen, nach dem nahen Hause. Bald kehrte er mit einem alten, abgegriffenen Notizbüchlein zurück und las mir folgendes Epitaph aus demselben vor:

„In dieser dunklen Gruft und finstern Grabeshöhle
Da ruht der Ueberrest von Andres Bremer's Seele,
Der hier in dieser Welt aufrichtig redlich war;
Er starb im vierzigsten und zweimal zweiten Jahr.“

„Bitte, lesen Sie es noch einmal!“ rief ich erfreut aus, „damit ich mir es ebenfalls aufschreiben kann.“

Dies geschah. Während ich nun schrieb, sagte der Pfarrer:

„Diese Inschrift ist auch circa hundert Jahre alt; sie ist vielleicht mehr werth, als alle die ad hoc fabrizirten Scherze des Demokrit; denn sie ist echt — ich fand sie (hier steht es) auf dem Friedhofe in Eilsleben.“

Ich weiß nicht, ob diese Eilslebener Poesie auf den Leser denselben erheiternden Eindruck macht, den sie auf mich gemacht hat; mir hat der „Ueberrest von Bremers Seele“ außerordentlich wohlgethan. Und wie steifleinen sind diese Alexandriner! Sie riechen förmlich nach der sogenannten alten guten Zeit mit ihrem muffigen Geschmack und ihrer vermoderten Philistermoral. Ist das Lob des Seligen, der „hier in dieser Welt aufrichtig redlich“ war, nicht ent=

scheidender und durchschlagender als jene devote Ausdrucksweise trauernder Speichellecker, die auf einen Grabstein zu Padua geschrieben haben sollen: „Sereniss. Ferd. Gonzagae Ducis Mantuae Clementissima Viscera V. Jul. 1698“ —? zu Deutsch: „Hier ruhen des erlauchtesten Ferdinand Gonzaga, Herzogs zu Mantua, allergnädigste Eingeweide!“ Und wie hübsch macht sich die kleine Rechenaufgabe des Schlußverses! Mancher Eilslebener Spießbürger hat sich sicher hinter den abstehenden Ohren des dicken Schädels kratzen müssen, bevor er es herausbekam, wie alt eigentlich der brave Andres Bremer geworden war. Erinnert der kleine Rechenscherz nicht an jenen Chef einer zahlreichen Familie, der auf die Frage, wie viel Kinder er habe, immer antwortete: „Zwei und ein halbes Dutzend?“ Er umschrieb mit dieser Formel die Zahl Acht kaum geschickter, als sich der Dichter der Grabschrift seiner Aufgabe mit der Vierundvierzig entledigte.

Der Nachruhm ist eine große Null; sein Logarithmus ist Minus unendlich, d. h. er dauert nicht. Um aber jene Eilslebener Grabschrift einer unverdienten Vergessenheit zu entreißen, habe ich sie hier ans literarische Licht des Tages gebracht; sie wird auf diese Art zwar nicht positiv unendlich, also keineswegs verewigt werden, aber immerhin wird sie hier oder da im Gedächtniß eines Lesers haften und so zur Befestigung der Ansicht beitragen, daß die einfältigste Grabschrift immer noch ansprechender wirkt, als der hohe Kothurn einer den inkommensurabeln Begriff der Ewigkeit mit dem Plunder des Mikrokosmos vermengenden Ausdrucksweise.

* * *

Der philosophische Pessimismus beginnt in den oberen Regionen, wo man noch selbstständig denkt, mehr und mehr abzuwirthschaften; damit hängt innig zusammen, daß er in der niedersten Region der Menschenkinder, wo nur gedanken-

los nachgeplärrt wird, eine immer weitere Verbreitung findet. Diese Erscheinung bezeichnet eben das Ende des Prozesses; er verläuft im Sande. Wenn der Pöbel endlich eine Mode nachmacht, die schon vor etlichen Sommern in Paris aufgekommen war, so weiß die Weltdame, daß diese Mode zum Tode verurtheilt und daß das neue Hut- oder Kleidermodell, das sie verdrängen wird, schon unterwegs ist.

Noch andere Erscheinungen sprechen für den Niedergang der Philosophie des Marasmus; die geistvollsten Vertreter derselben versuchen bereits, sie mit dem Leben zu versöhnen, und wenn Schopenhauer noch in komischer Misogynie als hartnäckiger Hagestolz vegetirte, so haben berühmte Pessimisten der Gegenwart schon wiederholt an Hymens Altar Zeugniß wider ihre eigenen Sätze abgelegt. Wer bewußt ein Weib heimführt, der hat mit den letzten Consequenzen des Pessimismus definitiv gebrochen, und die bedeutenden Versuche, die der Philosoph des „Unbewußten" in seiner Phänomenologie des sittlichen Bewußtseins macht, um die Ehe vor dem Tribunal des Pessimismus zu retten, beweisen in beredter Sprache, wie ein schon verlorener Posten nur noch Anstands halber vertheidigt wird. Flitterwochen und Pessimismus lassen sich durch keinen inductiven Saltomortale zusammenreimen. Wir freuen uns dieser Erscheinung, denn wir halten den eminent befähigten Verfasser des „Moralprincipes der Liebe" wie keinen Anderen berufen, aus dem Gegensatze eines bankerotten Pessimismus und „verruchten" Optimismus das höhere tertium einer neuen und besser fundirten Weltanschauung zu gewinnen und diese in mehrfach bewiesener Meisterschaft der aufhorchenden Bildung des Jahrhunderts zu predigen.

Als ich mich zuerst mit den Sätzen des Pessimismus bekannt machte, kam es mir unwillkürlich vor, wie wenn die

Noten eines Septimen-Accordes aus der neunten Symphonie sagen wollten: „Wir sind zum Mißklange geboren; alle musikalischen Töne werden immer nur schrille Dissonanzen bilden; mithin ist die Schöpfung der ganzen Symphonie das heillose Irrsal eines unseligen unbewußten Willens; ein bewußter Componist kann uns vernünftiger Weise gar nicht ins Leben gerufen haben, und besser wäre es, wir existirten überhaupt nicht, als daß wir existiren, wie wir sind."

Das Elend dieses irdischen Daseins ist vielleicht ein Septimen-Accord in der Sphären-Symphonie des Kosmos, und dieser Septimen-Accord wird wohl einst auf irgend eine überraschende und hinreißende Weise aufgelöst werden. Sicher ist es vermessen, vom Elende dieses irdischen Jammerthales auf die Nichtsnutzigkeit der kosmischen Schöpfung zu schließen, und weil das Staubatom, das unser Planet bildet, dem Herrn Philosophen nicht gefällt, dem Weltgeist die Erschaffung seiner Welt, welche Milliarden solcher Staubatome enthält, zum Vorwurf zu machen. Was weiß die Milbe, die ein solches Staubatom bewohnt und sich Mensch nennt, von der Welt und ihren Endzielen und von dem großen Weltenkünstler, der die feurigen Sonnen und Kometen aus seiner Götterhand fliegen ließ?

Wer diesem nachdenkt, dem muß eine Ahnung von der Bodenlosigkeit und Haltlosigkeit der pessimistischen Doctrinen aufgehen, und wenn diese philosophische Kinderkrankheit erst von den höheren Geistern überwunden ist, dann werden auch die Flachköpfe nachfolgen in der Genesung.

* * *

In unseren vornehmeren kritischen Journalen herrscht die gute Sitte, daß der Kritiker seinen Artikel mit seinem Namen zeichnet. Das strikte Gegentheil findet in den meisten politischen Tagesblättern statt. Fast alle diese Blätter haben

unter der Ueberschrift „Literarisches" oder „Literatur und Kunst" eine Abtheilung, in welcher die neu erschienenen Geisteswerke der Schriftsteller und — letzteren Falles — auch die Productionen der Künstler von irgend einem Anonymus, meist in kurzer Weise, besprochen werden.

Ueber die Berechtigung der Kritik noch Worte verlieren, hieße Eulen nach Athen tragen. Wenn auch die Kritiken sehr selten sind, aus denen der Kritisirte Etwas zu lernen vermag, so ist eine gute Kritik doch unentbehrlich für das große Publikum, das, nach einem Worte Schopenhauer's, „überall für das Vortreffliche im Grunde doch keinen Sinn hat." So gerechtfertigt ist leider die Klage über den Mangel an Urtheilskraft Vieler, denen ein Autor oder Künstler sein Werk anbietet, daß der Frankfurter Philosoph mit Recht ausruft: „Was galten Mozart und Beethoven bei ihren Lebzeiten? Was Dante? Was selbst Shakespeare? Hätten die Zeitgenossen dieses Letzteren Werth irgend gekannt, so würden wir, aus jener Zeit des Flors der Malerkunst, doch wenigstens e i n gutes und sicher beglaubigtes Bildniß desselben haben, während jetzt nur durchaus zweifelhafte Gemälde, ein sehr schlechter Kupferstich und eine noch schlechtere Grabsteinsbüste vorhanden sind." An derselben Stelle bemerkt der Autor der Parerga: „Alle Portugiesen sind noch stolz auf den Camoëns, ihren einzigen Dichter: er lebte aber von Almosen, die ein aus Indien mitgebrachter Negerknabe Abends auf der Straße für ihn einsammelte." — Ich selbst war Zeuge, wie einer unserer beliebtesten Romanciers sein neuestes Werk einem hochgestellten Beamten einhändigte — und wie dankte der gebildete Herr, der einst sein akademisches Triennium und seine Staatsexamina vielleicht mit Auszeichnung absolvirt hatte? „Sehr verbunden!" rief er mit einer herablassenden Verbeugung. — „Sie

erweisen mir eine große Ehre. — Ich will den Schatz unberührt liegen lassen, bis die Kritik gesprochen haben wird — dann werde ich mich in einer müßigen Stunde darüber hermachen.“ Ipsissima verba! Ich weiß nicht, was sich der brave Philister bei dieser sonderbaren Dankesphrase gedacht haben mag — mir kam sie wie eine Selbstverurtheilung vor. Ganz unbefangen und naiv gestand der hohe Herr, daß ihm jede Qualität fehlte, um ein Kunstwerk selbstständig zu genießen und zu beurtheilen, und daß er erst auf die Stimme der Kritik zu lauschen hatte, um eine halbwegs genügende Relation zwischen seiner Urtheilskraft und dem schöngeistigen Werke herzustellen. Die Rohheit vieler sogenannten „Gebildeten“ ist eben eine so naive, daß sie längst keine Scham mehr kennt und ohne das Feigenblatt der Heuchelei kühn durch die Salons schreitet.

Unter solchen Umständen können selbst die kurzen kritischen Artikel der politischen Tagesblätter großen Segen stiften, wenn sie die meist urtheilsarme Menge auf die besseren Schöpfungen der Gegenwart aufmerksam machen, sie vor den schlechten warnen und so an der ästhetischen Erziehung dieser Menge einen entscheidenden Antheil übernehmen. Dazu gehört aber in erster Linie, daß die kritischen Referate mit dem vollen Namen des Rezensenten gezeichnet werden.

Es ist dies nöthig im Interesse der Würde der Kritik selbst und im Interesse des Publikums.

Lassen wir jene Kritiker aus dem Spiele, die „ihre Kindertrompete für die Posaune der Fama“ halten; wenden wir uns weg von jenen Afterrichtern und Falschmünzern, die aus persönlichem Hasse oder aus dem elendesten aller Beweggründe, aus Neid und Mißgunst, nach aufgehenden Gestirnen mit Schmutz werfen, und beschäftigen wir uns

nur mit den ehrenhaften Männern, die vorurtheilsfrei prüfen und nach bestem Wissen und Gewissen die Wahrheit sagen wollen. Auch diese ehrenhaften Männer können sich irren; auch sie können durch den Inhalt des zu kritisirenden Objektes irgendwie gereizt, einer gewissen Animosität unterliegen. Der Zwang, ihren Namen unter ihr Referat zu setzen, wird sie in solchem Falle vor einer zu großen Leidenschaftlichkeit bewahren; er wird ihren tadelnden Worten jenes vornehme Maß erhalten, welches niemals das Gefühl einer persönlichen Beleidigung aufkommen läßt, sondern stets den Eindruck hervorbringt, daß der Richter sine ira et studio spricht und außer Stande ist, zu Gunsten oder Ungunsten der Person die Sache zu beeinträchtigen.

Da aber, wo der Kritiker zu unverblümtem Tadel und herber Ablehnung im heiligen Dienste des Wahren, Guten und Schönen gezwungen ist, wird die Pflicht, seinen Namen unter sein Urtheil zu setzen, zu einem unumgänglichen Gebote der Ehre und des Anstandes. Ein Hinrichtungs-Decret muß die Unterschrift des obersten Gerichtsherrn tragen, sonst ist es juridisch unbeglaubigt; wer einen Autor, und wäre es der niedrigste Handlanger am Tempelbau des Schönen, feuilletonistisch zu guillotiniren versucht, muß durch Publikation seines Namens den Nachweis des Berufes zu diesem Nachrichteramte führen, sonst wird er zum Wegelagerer und Buschklepper, der aus dem Hinterhalte den Arglosen meuchelt. Je mehr die Kritik den Verdacht der Bestechlichkeit, Feigheit und Heuchelei meidet, je offener, muthiger und prinzipientreuer sie ihr schweres und verantwortungsvolles Amt verwaltet, um so mehr ehrt sie sich selbst und ihre Jünger.

Aber auch dem Publikum gegenüber ist es eine Pflicht, nicht anonym zu richten. Es ist eine Thatsache, daß gerade

die Werke der bedeutendsten Männer, so lange diese noch homines novi sind und noch kein über sie festgestelltes Urtheil der Mißgunst der lieben Mittelmäßigkeit das Maul stopft, der verschiedensten Beurtheilung unterliegen und gewöhnlich die Menge in zwei sich ingrimmig bekämpfende Heerlager spalten. Man erinnere sich nur an das Geschrei, das seiner Zeit das erste Auftreten Eduard von Hartmann's durch die Philosophie des Unbewußten oder Richard Wagner's durch den Tannhäuser verursachte. Wie viel kritischer Staub ist damals aufgewirbelt worden! Wie hat die anonyme Flachheit über den Werth dieser Werke schnellfertig den Stab gebrochen! Jede Beanlagung zu philosophischem Denken wurde dem kühnen Neuerer abgesprochen, und selbst die geistige Zurechnungsfähigkeit des großen Componisten wurde von der in ihren Mitteln wenig wählerischen Namenlosigkeit in Frage gestellt. Heute freilich hat sich der Sturm gelegt; die Kläffer aus dem Hinterhalte sind verstummt; der „Ring des Nibelungen" Wagner's und die „Phänomenologie des sittlichen Bewußtseins" Hartmann's, man mag diesen Werken gegenüber eine Stellung nehmen, welche man wolle, haben denn doch zur Evidenz erwiesen, daß man es hier mit zweien der bedeutendsten Köpfe zu thun hat, die man nicht so mir nichts dir nichts aus dem Verstecke heraus schmähen darf.

Soll nun die unselbstständige Menge durch die einander widersprechenden Urtheile der Kritik einer neuen literarischen Erscheinung gegenüber nicht ganz hülflos und zweifelnd dastehen, so muß sich der Kritiker entschließen, seine Unbestechlichkeit und sein ehrliches Streben nach möglichst gewissenhafter Würdigung der neuen Erscheinung mit seinem Namen zu vertreten. Nur so ist das Publikum im Stande, die verschiedenen Urtheile abzuschätzen und sich willig durch das

Gewicht eines kritisch berufenen Namens bestimmen zu lassen. Bleiben hingegen die Rezensionen in den politischen Tagesblättern namenlos, so kommt der einigermaßen denkende Leser mehrerer Blätter leider zu leicht zu der Annahme, daß die gewerbsmäßige Kritik eine leere Windbeutelei sein möge, da sie ihre Urtheile wie weiches Wachs nach der Schablone zu bilden pflege, die durch die Richtung des jedesmaligen politischen Preßorganes im Allgemeinen vorausbestimmt ist.

„Wir würden damit nicht viel erreichen," sagte mir der Chefredakteur einer Zeitung, dem ich den hier begründeten Wunsch vorgetragen hatte.

„Warum nicht?"

„Weil der Zwang, jede Rezension mit dem Namen ihres Verfassers zu versehen, durch Pseudonymität umgangen werden würde. Was wäre dann gewonnen, wenn ein Thersites von Rezensent, der meinetwegen Müller heißen soll, seinen Schmähartikel mit dem Namen „Schulze" zeichnete?"

„Mehr, als es im ersten Augenblicke den Anschein haben mag!" wagte ich bescheiden einzuwenden; und ich denke, der geneigte Leser wird meiner Ansicht beipflichten.

Setzen wir den Fall, ein neu erschienener Roman werde in der „Germania" von einem pseudonymen „Schulze", der zum ersten Male als Kritiker auftaucht, tüchtig durchgehechelt, und gleichzeitig erschiene im „Deutschen Montagsblatte" eine warm empfehlende Würdigung desselben Werkes, die der Aesthetiker Moritz Carrière mit seinem vollen Namen gezeichnet hätte. Gewiß würde ein Theil der Abonnenten der „Germania" auf ihren „Schulze" schwören (das ist nun einmal so!), und es soll auch nicht geleugnet werden, daß einmal ausnahmsweise der Aesthetiker zu wohlwollend geurtheilt haben und daß möglicherweise der pseudonyme „Schulze" ein werdendes, noch nicht ausgegorenes Genie sein kann,

das sich später noch zu kritischer Vollkraft abklären wird — im Allgemeinen aber werden sich denkende Leser in solchem Falle dem Carrière'schen Urtheile zuneigen und sich gegen das Schulze'sche Verdikt mißtrauisch verhalten und sie werden darin — ich wiederhole: „im Allgemeinen" — Recht haben. Hieraus folgt aber, daß die Beglaubigung eines kritischen Urtheils durch Namensunterschrift nur dann von Gewicht ist, wenn diesem Namen selbst ein Gewicht anhängt, und daß der Zwang für die Herren Rezensenten, mit offenem Visir zu streiten, durch Pseudonymität nicht umgangen werden kann. Ein mit dem literarischen nom de guerre „Jakob Corvinus" unterschriebener Artikel wird in allen Fällen seine Schuldigkeit thun, denn Jedermann weiß, daß der ausgezeichnete Humorist „Wilhelm Raabe" zu einer leichtfertigen oder gewissenlosen Kritik unfähig wäre; wollte aber ein pseudonymer „Thersites", der diesen seinen angenommenen Namen noch nicht anderweitig bekannt gemacht und mit Tragfähigkeit ausgestattet hat, gegen eine der mustergültigen Novellen Paul Heyse's zu Felde ziehen, so würde er selbst von dem im Denken ungeübten Theile des Publikums bemitleidet oder ausgelacht werden. Aus dieser einen Thatsache ergiebt sich nebenbei der wesentliche Unterschied zwischen Anonymität und Pseudonymität, der von Vielen gar nicht begriffen wird: ein anonymer Autor kann alle möglichen Gründe zu seiner Namensverschweigung haben, ein pseudonymer befindet sich meist in der Lage, daß ihm durch seine äußere Lebensstellung die Pseudonymität aufgezwungen worden ist. Kritische Angriffe, sie mögen nun berechtigt oder unberechtigt sein, sollten aber immer mit dem wirklichen oder angenommenen Namen des Kritikers gezeichnet sein, denn selbst der berechtigte Tadel, wenn er ganz namenlos bleibt, wird zur verdächtigen Schmähung.

Ich glaube, daß mein Vorschlag beherzigenswerth ist, und ich würde mich freuen, wenn er Verbreitung fände; wird er berücksichtigt, so wird der Ton, der in der großen Republik der Geister herrscht, ein immer urbanerer und würdevollerer werden, und jene Heloten des afterkritischen Penny-a-linertums werden aussterben, die ein Werk zu besprechen wagen, ohne es gelesen zu haben, und die als wirkliche „Titelkritiker" das Publikum nasführen und die Würde der Kritik empfindlich schädigen.

* * *

Leute, die zur Vorderthüre hinausgeworfen, zur Hinterthüre wieder hereinkommen, werden mit Recht zudringlich genannt, und der Cigarren- oder Weinreisende, der Jedem, von dem er für fünfzig Mark Bestellungen erhielt, in den Kreis seiner „Freunde" rechnet, bildet vielleicht nur eine kleine Unterabtheilung jener großen Kategorie. Es giebt auch eine literarische Zudringlichkeit, eine Vortragsart, die den Leser, wenn er dem Erzählenden den kleinen Finger bietet, gleich bei der ganzen Hand nimmt. Es giebt Autoren, („Schmierlinge" würde der lapidarstilkräftige Johannes Scherr sagen), die uns ihre Schlafrockfetzen zeigen, uns durch ihr Ankleide- und Schlafzimmer führen, von ihrer Frau und ihren Kindern erzählen, und mich immer an den spießbürgerlichen Kleinstädter gemahnen, der einer mit Beschlag belegten vornehmen, gutmüthigen Bekanntschaft sofort alle seine obskuren Schwäger, Vettern, Basen und Nichten vorzustellen bestrebt ist. Solch schreibende Gründlinge prunken mit dem modernen Aufkläricht, den ihnen Andere vorgedacht haben und den völlig wiederzukäuen die Digestionskraft ihres geistigen Pansen's nicht einmal groß genug ist, wie mit eigenem Bettelstaate. In frivoler Rücksichtslosigkeit und mit der zutappenden Plumpheit des Hinterwäldlers packen

sie den lieben Nächsten belfernd an; sie geben flachen Wortwitz und profuse Ergüsse von Zoten und Meidingern für Humor aus, beweihräuchern sich und ihr Gelichter gegenseitig auf Bestellung und preisen ihren Mangel an Erziehung und Selbstachtung im schriftlichen Ausdruck als Genialität und Ursprünglichkeit.

Auf den heiligen Gipfeln des Parnaß möchten sie den Ton einführen, der die Niedrigkeit ihrer Lebensstellung und die Gewöhnlichkeit ihrer Anschauungen nur zu deutlich kennzeichnet; und mit großer Zungengeläufigkeit führen sie uns bei jeder Gelegenheit alle ihre christlichen und jüdischen Gefährten und Waffenbrüder von der Feder vor. Es giebt in der That eine moderne Schule, die nur von sich und ihres Gleichen spricht — Hinz citirt den Kunz, Cohn den Itzig, Müller den Schulze. Jeder erzählt von dem Andern in der Erwartung, daß der Andere von ihm erzählen und so seinem Namen Verbreitung und Berühmtheit verschaffen werde. Und wie viele „Freunde“ haben diese Leute! „Einer meiner Freunde, der X'sche Gesandte“ (hier wird der Name verschwiegen) — „mein seliger Freund Freiligrath“ (hier wird der Name genannt — der Mann ist todt und kann sich gegen die ihm octroyirte Freundschaft nicht mehr wehren) — „mein Freund, der Autor des und des Werkes“ — „mein Freund, der Redakteur dieser oder jener Zeitung“ — „mein Freund, der Herausgeber des bekannten kritischen Journals“. Alle Achtung! wenn der Herr so viele hochstehende, berühmte, gefeierte Freunde besitzt und besessen hat! Ich glaub's ihm nicht. Diese Freundschaften bestehen alle nur in der Phantasie — sie sind einseitig, wie jenes Liebesverhältnis, wo Er wohl wollte, aber Sie nicht — sie sind eine Renommisterei, eine aufdringliche, lügnerische, unverschämt prahlerische Rodomontade, eine durchsichtige, faden-

scheinige, verletzende licentia poëtica, die den Fabulator, dessen Freunde hinter dem Bierseidel einer schmutzigen Winkelkneipe zu sitzen pflegen, im Lichte vornehmer oder geistig-bedeutender Beziehungen glänzen lassen soll.

Solches Umherwerfen mit erheuchelten literarischen und aristokratischen Freundschaften kommt mir wie die naive Anmaßung meiner Köchin vor, die neulich ihrem Bräutigam, der die ehrenvolle Stellung eines Hausknechtes gewissenhaft ausfüllt, zu seinem Geburtstage ein Sechstel-Dutzend Taschentücher verehrte, in deren Ecken sie das Monogramm des Heißgeliebten mit einer Krone darüber hatte sticken lassen. Die Geschichte ist wahr, und das ist vielleicht das hauptsächlich Komische an derselben.

Ehre der Opferfreudigkeit und Selbstverleugnung, die mit Todesverachtung in die Fluth täglicher literarischer Versündigungen taucht und all das schale, bunte, wunderliche Zeug zugleich mit dem Herrlichen und Schönen in tollem, aller Diätetik spottendem Gemische durcheinander kostet, um dir, du glücklicher, behaglicher Leser, der du mit Seelenruhe und aristokratischem Gleichmuthe deine geistigen Speisen auswählen darfst, den revidirten literarischen Küchenzettel vorlegen zu können! Es giebt aber eine impotente kritische Zudringlichkeit, die ihre Publikationen mit dem Brandmal gewerbsmäßiger Hast und Hetze, der Oberflächlichkeit des Urtheils und der geistreich scheinen wollenden Unzulänglichkeit zeichnet. Ob sie je eine Dichtung genießt mit der heitern, unbefangenen Stimmung des Empfänglichen, des nur empfangen Wollenden? Oder ist ihr die Schöpfung auch des größten Genius nichts als ein willkommenes Objekt, an dem sie ihren Witz üben und die Kartoffelfrage kritischer Lohnarbeit lösen kann? Aehnelt sie nur entfernt jener ausschließlich materielle Ziele verfolgenden, aber fleißigen, red-

lichen Thätigkeit des Digger's in den südafrikanischen Minendistrikten, der den Boden durchwühlt, um Diamanten zu suchen; oder späht sie mit der Ausdauer jenes grauen Vierfüßlers in der geistigen Flora nur nach den Disteln, deren Klassificirung ihr am geläufigsten ist, und deren häufiges Vorkommen ihre ästhetische Empfindlichkeit durchaus nicht verletzt, da dieses congeniale Gewächs ihr den meisten Nahrungswerth garantirt? —

Es giebt eine andere Zudringlichkeit, welche dem geistigen Auge Schmerzen bereitet — sie rückt das Häßliche, Schmutzige mit Vorliebe in den Nahpunkt des Sehens, so daß man immer das Bedürfnis empfindet, ein Stückchen vor dem Autor zurückzuweichen; und alles Schöne, Sehenswerthe und Versöhnende verschwimmt auf der äußersten Linie des Fernpunktes, daß man es nur mit peinlicher Anstrengung des Akkommodationsvermögens entdecken und festhalten kann; — in der ganzen Weite des deutlichen Sehens aber zeigt sich dem Blicke nichts als die Anmaßung und Unfähigkeit des „Unschöngeistes". Lieber will ich Victor Tissot's Voyage au pays des milliards auswendig lernen oder in modernen ultramontanen Romanen culturhistorische Studien machen, als mich durch die selbstgefällige Zudringlichkeit solcher Scribenten unterhalten lassen, deren gute Lebensart schon im Keime durch den Mangel einer sorgsam überwachten Kinderstube erstickt worden ist.

Daß es aber auch solche Käuze geben muß, wer möchte sich darüber ereifern? Sie sind im großen Reiche der zweihändigen Geschöpfe gewiß ebenso nothwendig und natürlich berechtigt, als es im Thierreiche die Wanzen sind, wenngleich auch die haarspaltendste Teleologie nie im Stande sein dürfte, deren Zweckmäßigkeit nachzuweisen. —

* * *

Je schlechter eine Infanterie ist, um so mehr versucht sie, ihre Kraft durch Bataillonskanonen, Mitrailleusen und dergleichen Knallmaschinen zu verstärken: je denkträger ein Lesepublikum ist, um so mehr schaut es nach buntem Bilderschmuck zwischen den bedruckten Blättern aus, der ihm mehr Offensivkraft geben soll, um in das Verständniß dessen, was es liest, einzudringen. Die Ueberschwemmung mit den kostbarsten illustrirten Prachtwerken, der wir immer hilfloser ausgesetzt werden, deutet einerseits auf vermehrten Wohlstand und gesteigertes Interesse an den Schöpfungen der bildenden Kunst, andererseits läßt sie aber auf ein empfindliches Manko an wahrer Leselust und wahrem literären Verständnis der sogenannten besseren Klassen schließen. Der Verleger, der ein feiner Kopf ist und sein Publikum kennt, verziert sein Werk, für dessen Text er nur wenige Käufer finden würde, mit prächtig kolorirten Bildern, giebt ihm einen noch prächtigeren Einband, und ein neues Pracht- und Prunkwerk ist fertig, das zu Familienfesten aller Art als passendes Geschenk gekauft und in ganzen Hekatomben unter die Tannenbäume der Weihnachtszeit gelegt wird.

Das Bild in einem schöngeistigen Werke ist oft nur der Lockvogel für einen kaufunlustigen Barbaren, eine Eselsbrücke für das gedankenfaule Publikum. Der Leser, dessen Phantasie durch das bloße Wort nicht mehr erregt werden kann, der genußkrank und blasirt nicht mehr selbstthätig nachzuschaffen vermag, bedarf des Bildes, wie ein blöder, stumpfer Philister vor einem Gemälde des erklärenden Katalogs bedarf. Das Oelgemälde giebt nur bunte Flächen; um es in ein plastisches, perspektivisches Werk zu verwandeln, in dessen Tiefen man hineinschreitet, um es als Bild zu zerstören und als wahrhaftige Wirklichkeit erstehen zu lassen, muß die nachschaffende und umbildende Phantasie des Auges thätig sein; wem diese fehlt, der sieht immer nur eine bunte

Fläche, und die Erläuterung muß ihm helfen. Ja, trotz aller wünschenswerthen Qualitäten des Beschauers kann ein Gemälde so ungenügend sein, daß es sich selbst nicht mehr erklärt; dann muß der Maler einen Text zu seinem Bilde liefern, und er sinkt zum Stümper der Programm-Malerei hinab, gerade so wie es Stümper der Programm-Musik giebt. „Gallus malte einen Vogel und schrieb darunter: dies bedeutet einen Hahn.“ So muß auch für ein gewisses Publikum eine Programm-Dichtkunst existiren, d. h. eine Dichtkunst, deren Werke durch entsprechenden Bilderschmuck dem Verständnisse des Lesers erst assimilirbar gemacht werden.

Nicht, daß wir uns gegen den legitimen, künstlerischen Schmuck unserer schöngeistigen Werke verwahren; ein handlicher Schiller oder Goethe mit alterthümlichen Kopfleisten und geschmackvoll dekorirten Initialen, hin und wieder durchschossen mit einem stimmungsvollen Tondruckbilde, Stahlstiche oder einem sauberen Photolithogramm, hat jederzeit seine Berechtigung und wird stets seine Liebhaber und Käufer finden. Was sollen wir aber zu jenen Reproduktionen unserer Klassiker sagen, die in einem Riesenformate hergestellt und Blatt für Blatt mit den prächtigsten Bildern nach Handzeichnungen unserer besten Künstler verziert sind? Kann ein Mensch mit dem Durchschnittsmaße sterblicher Sehkraft in einem so unglücklich vergrößerten Buche überhaupt noch lesen? Muß er nicht die denkbar unbequemste Körperhaltung einnehmen und jedem physischen Wohlbehagen entsagen, wenn er die oberen Zeilen der großen Textblätter nur annähernd in richtige Sehweite bringen will? Derartige Monstrewerke werden thatsächlich nur der Illustrationen wegen erworben, und ihre Texte werden nie gelesen. Dann aber ist die Textzugabe zu dem Bilderwerke eine unnöthige Vertheuerung, und es wäre vom Verleger viel verständiger gehandelt, wenn er die Bilder als selbstständiges Werk,

etwa in einem Album oder Karton, herausgäbe und es dem Käufer überließe, den Text zu diesen Bildern in einem Exemplare seiner Hausbibliothek nachzulesen.

Ueberhaupt ist der Bilderschmuck zu einem Klassiker nur für solche Leute vorhanden, die den betreffenden Klassiker bereits kennen und verdaut haben. Wenn Jemand zum ersten Male in seinem Leben den Goethe'schen Faust liest, so wähle er um Gottes Willen kein illustrirtes Exemplar; die Illustrationen werden ihn mehr stören, als daß sie ihm das Verständniß erleichtern; jedenfalls würde er den Kunstgenuß mit einer Schmälerung des literären Genusses bezahlen. Das aufgehende Verständniß eines Dichterwerkes darf im Anfange durch keinen andersartigen ästhetischen Eindruck unterbrochen werden; das bewirkt nur Zerstreuung, Zersplitterung der geistigen Perceptionskraft; eben so gut könnte man einem Leser, der zum ersten Male in die Tiefen des „Faust" einzudringen versucht, eine der mehrfachen musikalischen Kompositionen des Faust während des Lesens vortragen. Der Erfolg würde ein verwirrender, eine Beleidigung des Dichters sein.

Es giebt sogenannte gebildete Damen, die Goethes Faust oder ein Shakespearesches Königsdrama nie gelesen haben, die sich aber einbilden, ein solches Werk zu kennen und geistig zu besitzen, wenn es verziert mit vielen bunten Bildern als Staubfänger auf ihrem Sophatische liegt. Schon um dieser Unglücklichen willen möchte ich ein anderes Verfahren unserer betriebsamen Verlagshandlungen wünschen. Wenn letztere zur Weihnachtszeit einen eleganten Karton herausgäben, der mit der Aufschrift „Illustrationen zum Faust" nichts enthielte, als die einzelnen Kunstblätter, die ein berufener Maler zu diesem Werke der Weltliteratur gezeichnet hätte, dann würde diese leichter zu erwerbende Novität im Herzen mancher genußsüchtigen, aber denkträgen

Besitzerin vielleicht den Wunsch erwecken, nun auch den Text kennen zu lernen, von dem jene Illustrationen erzählen. Damit wäre der Kunst und dem Verleger doppelt gedient. Beharrt man aber dabei, Riesenausgaben unserer Dichter mit Bilderschmuck zu veranstalten, dann müßte das zahlungsfähige Publikum solchen durchaus unlesbaren Werken keine Beachtung schenken, damit die Verleger zu einem verständigeren Modus, ihre Kunstblätter an den Mann zu bringen, gezwungen würden. Die Sache ist wichtig genug, um die Aufmerksamkeit der wohlhabenden Bücherkäufer zu erregen.

* * *

Nirgends fühlt sich der Mensch mit Geist und Gemüth verlassener und einsamer als in dem betäubenden Gewühl der Hauptstraße einer Großstadt oder in dem sinnverwirrenden Stimmendurcheinander eines überfüllten Gesellschaftszimmers. Willst du, mein denkender und fühlender Menschenbruder, dieses erdrückende Bewußtsein der Einsamkeit abwerfen, so fliehe an den mütterlichen Busen der Natur; im tiefsten Waldesdunkel, auf wetterumtosten Schroffen des Gebirges, in der mittäglichen Stille eines kornblumendurchsetzten Aehrenfeldes, wo kein lebendes Wesen deinen Schritt kreuzt und du ungestört und unbelästigt in das über dir aufgeschlagene blaue Gottesauge hineinblicken darfst, wirst du dich getröstet, gestärkt und durch den Zuspruch unbekannter Stimmen wunderbar erhoben fühlen. Gerade in der scheinbar vollkommensten Einsamkeit bist du nicht mehr allein, und die größte Stille sichert dir die beste Gesellschaft. Ein liebendes Pärchen wünscht selten Zeugen. Deine reinste und heißeste Liebe, o Mensch, gehört doch immer deiner schönen Mutter Natur, die dich geboren hat und dir gern spendend die strotzende Brust voll Lebensmilch darbietet; in ihrer wonnigen Umarmung vergissest du alle Qualen, die Menschen den Menschen bereiten, und wenn sie dir duftigen

Odems geheimnißvolle Räthsel ins Ohr flüstert, dann erscheint dir selbst das schwerste Wort des wissengeblähten Forschers als substanzloses, ödes Kinderlallen. —

* * *

Ein ehrenhafter, nur der Wahrheit dienender und um die Gunst der Menge nicht buhlender Schriftsteller muß sich durch das Mißfallen anonymer Briefschreiber und ungezogener Postkartensender allzeit gestärkt und gehoben fühlen. Eine Ansicht, welche den Widerstreit gehässiger, unsittlicher, in ihren Mitteln wahlloser Burschen herausfordert, wird ja gerade um so eher von den achtungswerthen, an Urtheil und Geschmack gebildeten Leuten gebilligt werden, und da sich ein anständiger Autor nur für diese Letzteren bemüht, so liegt in dem Gebahren pöbelhafter Flachköpfe gerade die ermuthigendste und lohnendste Kritik für den Schriftsteller. Wer sich unberufener Weise in namenlosen Zuschriften an einen Autor wendet, um ihm sein Mißfallen auszudrücken, fällt doch so weit aus dem Begriffe eines Gentleman heraus, daß er sein eigenes Urtheil von vornherein verdächtigt und entwerthet. Der Schriftsteller, der seine Ansichten öffentlich vorträgt und, ohne jemals persönlich zu werden, nach bestem Wissen und Gewissen einer von ihm als wahr und gut erkannten Sache dient, muß, wenn er überhaupt widerlegt werden kann, öffentlich durch logische Entwickelung der besseren Gründe widerlegt werden. Für ein solches Verfahren wird er auch seinen Gegnern dankbar sein: denn ein edler Mensch schreibt nicht zur Befriedigung einer rechthaberischen Eitelkeit, sondern mit der ehrlichen Absicht, zu lehren und zu lernen. Wird ihm wirkliche Belehrung geboten, so wird er sie dankbar auch vom besser unterrichteten Gegner annehmen und sich beeilen, seine ausgesprochenen Ansichten zu berichtigen, denn keine Schmach, vielmehr eine Ehre ist es dem gewissenhaften, deutschen

Manne, Irrthümer einzugestehen und abzulegen. Anonyme Ungezogenheiten werden aber jeden ernsthaften Autor nur in der Art seines Wirkens bestärken, denn sie beweisen ihm, daß er die Schlechten gegen sich und die Guten für sich hat.

Jeder sittlich haltlose Mensch vollzieht, ohne sich dessen bewußt zu werden, durch seine Handlungsweise immer sein eigenes Urtheil. Der erfreute, befriedigte und geförderte Leser eines Buches, der unter dem frischen Eindrucke der ihm sympathischen Lektüre sich gedrungen fühlt, in direkter Zuschrift dem ihm persönlich unbekannten Autor seine dankbare Zustimmung auszusprechen, pflegt ein so schönes Zeugnis einer empfänglichen Seele mit seiner vollen Adresse zu unterzeichnen; er weiß, er thut nichts Unedles, nichts eines freien Mannes Unwürdiges, und es beglückt ihn, sein Thun mit seinem Namen zu vertreten. Dem anonymen gegnerischen Postkartenschreiber hat die Zustimmung seines Gewissens gefehlt: er hat gefühlt oder auch nur geahnt, daß er sich durch sein Handeln selbst entehrt, und so hat er sein Urtheil, das den Autor richten soll, schon selbst gerichtet und als falsch verdammt.

Wohl nur die allerbanalsten Romanfabrikanten bleiben ohne Widerspruch, denn der vornehmere Leser nimmt ihre Werke überhaupt nicht zur Hand, und für den großen Haufen ist ihre Marktwaare gerade gut genug. Leute, die wirklich etwas zu sagen haben und deren Bild sich scharf umrissen von dem Dunst und Schwaden abhebt, der aus dem Hexenkessel der Gegenwart aufsteigt, werden hingegen ihr Publikum immer in zwei streng gesonderte und sich oft erbittert bekämpfende Parteien theilen. Erst wenn sie der grüne Hügel deckt und die Majestät des Todes dem erhitzten Gezänk der Meinungen einen Dämpfer aufsetzt, erst dann klärt sich das Urtheil, und dem Heimgegangenen wird sein zwar spätes, aber nun ehrlich gemessenes und dauerndes

Recht. Man erinnere sich nur an Goethe und Richard Wagner. Wie sind diese Männer von einem Theile ihrer Zeitgenossen heruntergerissen, angefeindet, geschmäht und verleumdet worden! die kläffende Meute der Mißgunst, der Niedertracht und Gemeinheit jagte mit hellem Geläut athemlos auf ihrer Fährte. Das edle Wild wurde wohl hier und da einmal etwas matt und müde, aber Hallali wurde es nicht gehetzt, und heute bestrebt sich Jung und Alt, Hoch und Gering, an der Gruft der großen Todten zu knieen und dort den Allgeist um Verzeihung zu bitten für die Kurzsichtigkeit untergegangener Geschlechter. Aus dem Schicksale solcher Männer wird auch der lebende Geringere seinen Trost und seine Stärkung gewinnen, wenn er nicht die ganze Welt in Liebe überwinden kann und unversöhnliche, haßerfüllte Gegner trotzig bei Seite stehen. Schon ein Verdienst ist es, Liebe und Haß erregt zu haben, und die Abgunst des Unverstandes, der Heuchelei und der Taktlosigkeit ist ein Lorbeerreis mehr für die Stirn jedes edlen und unverzagten Kämpfers. —

*   *   *

Geldstolz und Adelstolz! beide in gewisser Hinsicht Kennzeichen der Dummheit! Und dennoch läßt sich für beide Laster ein vernünftiger Entstehungsgrund nachweisen. Das Gefühl der Genugthuung, mit dem Einer auf eine lange Reihe ehrenwerther Ahnen zurückblickt, ist zu achten; und wenn der Rückblickende sich selbst sagen darf: „Du bist dieser ehrenwerthen Ahnen gleichgearteter Sproß und ihrer nicht unwürdig!“ so mag ein gewisses Selbstbewußtsein gestattet erscheinen.

Auch der Besitzer eines selbsterworbenen oder von intelligenten, sparsamen Vätern ererbten großen Besitzes mag sich seiner Gewandtheit, Ausdauer, Kraft und Tüchtig-

keit freuen, mit der er Reichthümer zusammenscharrt oder die ererbten klug verwaltet und behauptet hat.

Wie soll man aber den Stolz nennen, der einem Dummkopf, welcher ein Capital angeheirathet hat, den Kamm schwellen macht? Die Aufgeblasenheit und Protzenhaftigkeit eines solchen durch Hymenäus bereicherten Burschen ist schlimmer als Geldstolz und Adelstolz; sie ist die Quintessenz der Dummheit; sie ist dasjenige Laster, das keine Tugend zur Schwester, kein Verdienst zum Ahnen hat, sondern durch eine Art Urzeugung im Schlamme einer versumpften und gedankenlosen Seele wie der fabelhafte Basilisk entstanden ist. Wer hat sie nicht schon beobachtet, diese hohlen lächerlichen Gesellen, die trotz des durchbohrenden Gefühls ihres Nichts mit gehobener Nase und eingebildetem dünkelhaftem Lächeln über das Parket der Salons schreiten und die lügnerischen, spekulativen Ehrerbietungen der sogenannten Gesellschaft als baare Münze einstreichen? Sie glauben, etwas zu bedeuten, weil das Frauenzimmer, das mit ihnen eine geistige Mésalliance einging, rothen Mammon besitzt, und spielen nun die Rolle, als ob sie selbst mit eigenem Witz und eigener Kraft diesen rothen Mammon erworben hätten. Daß die Gesellschaft solche Gesellen erträgt und ihnen noch schmeichelt, zeigt, wie erbärmlich und characterlos sie selbst ist. Der Dünkel solcher mit den Bankbillets ihrer Weiber ein Pfauenrad schlagender Narren ist der niederträchtigste Stolz auf das eigene Nichts, eine wahre Bestialität, eine Todsünde wider den heiligen Geist des Menschenthums. Ein Kreis von noch so hohen Würdenträgern, der einen solchen Repräsentanten der Gemeinheit und Bornirtheit unter sich duldet und ihm huldigt, ist allemal eine schlechte Gesellschaft, welcher ein deutscher Mann von guter Art je eher je besser den Rücken wendet. —

* * *

Die Vermehrung der Staatseinnahmen aus den Erträgen einer öffentlichen Geldlotterie ist ethisch unhaltbar und gegenüber der Thatsache des Verbotes jedes öffentlichen Hazardspieles ein dialektisch kaum zu verdeckender Widerspruch. Man könnte die Betheiligung an einer staatlichen Geldverlosung vielleicht ihrer Gefahren entkleiden und auch dem ärmsten Manne ohne Schwierigkeiten zugänglich machen, wenn man auf Klassen- und Einkommensteuer einen kleinen monatlichen Pfennig-Aufschlag legte und dafür der Steuer-Quittung die Eigenschaft eines Lotterieloofes gäbe. Die bis jetzt zahlreichen, uneinziehbaren Steuerrückstände würden von Stund' an gänzlich in Wegfall kommen und Jeder würde sich beeilen, sein Lotterieloos durch pünktliche Steuerzahlung rechtzeitig zu erwerben. Der Staat gewänne auf diese Art reichere und promptere Steuererträge, ohne auf den bisherigen Lotterie-Ertrag verzichten zu müssen, und auch dem ärmsten Steuerzahler wäre die Möglichkeit erschlossen, plötzlich ein reicher Mann zu werden. Ich glaube in der That, daß in diesem Vorschlage ein Körnchen steuerpolitischer Weisheit enthalten ist, und lege ihn allen Finanzmännern warm ans Herz. Bei der schwer zu zähmenden Spiellust, die im Herzen aller Germanen nistet, würde der Nuntius, welcher die Steuern einsammelt, eine der populärsten Erscheinungen werden, und der Steuer-Exekutor könnte auf den Aussterbe-Etat kommen. Das Lotteriespiel hörte aber auf eine ethisch-bedenkliche Maßregel zu sein und wäre nicht mehr ein dem Wohlhabenden vom armen Manne mißgönntes Privilegium. —

* * *

Die Fäulnis in vielen unserer gesellschaftlichen Schichten ist in der That größer, als man durchschnittlich anzunehmen pflegt. Die Enthüllungen gewisser Preßzustände in der Residenz, wie sie uns die öffentlichen Verhandlungen des

Sommers 1883 gebracht haben, die Spielsucht ganzer bevorzugter Kreise, das Hochstaplerthum mit seinen widerwärtigen Persönlichkeiten, dies alles sind nur einzelne Phosphorescenzen, die dem schärfer Blickenden aber die gründliche sittliche Fäulnis des gesellschaftlichen Körpers in erschrecklicher Weise offenbaren. Zu den Momenten, welche die Sittlichkeit zahlreicher Klassen anfressen, gehört auch das Trinkgeld-Nehmen und Geben. Am widerlichsten macht sich dieser Brauch in den sogenannten „Restaurants erster Klasse" breit, die durch ihre auf den Trinkgelder-Ertrag angewiesenen Kellner wahrhaft zu Kneipen allerletzten Ranges herabsinken. Hätte solch ein Wirthshaus-Besitzer oder Pächter eine Ahnung davon, wie es in einem wirklich vornehmen Privathause hergeht, so würde er seiner Kneipe nicht dadurch den Character des Gewöhnlichen und Unanständigen aufprägen, daß er eine Kompagnie Kellner für ein Hungerlohn von 50 Pfg. bis 1 Mark täglich miethet und sie hinsichtlich des Mehrs ihrer Einnahmen auf die Geldbörsen des Publikums anweist. Hätte das Trinkgeld nicht den Begriff des Schicklichen aus dem Hirne ganzer Gesellschaftsklassen hinweggespült, so würde der Besitzer eines „vornehmen Wirthshauses" lieber auf jede Schüssel und jedes Glas einen kleinen Preisaufschlag legen, seine Kellner selbst bezahlen und auf der Speise- und Weinkarte seinen Gästen mittheilen, daß es dem Dienstpersonale bei Strafe der Entlassung verboten sei, Trinkgelder anzunehmen. Nur ein solcher Modus ist anständig, denn er sichert jedem Gaste gleiche Aufmerksamkeit durch die Dienerschaft. Daß sich das Publikum immer noch Restaurants mit dem liederlichen Trinkgelderbrauche gefallen läßt, beweist, wie kläglich gute Sitte und Anstand in die Brüche gegangen ist, und ich glaube, nicht übertrieben ist die Behauptung, daß eine Reform unseres gesellschaftlichen und gewerblichen Lebens ohne die Beseitigung des

Trinkgeldes absolut unmöglich sei. Ein Trinkgelder nehmendes Volk ist ein Volk von Sklaven; ein freier, deutscher Mann steht auf seinem Rechte, er fordert den vollen ihm gebührenden Lohn seiner redlichen Arbeit, aber — Trinkgelder wirft er dem spekulirenden Geber vor die Füße. —

* *
*

Wie eine falsche Theologie immer wieder versucht, die Wissenschaft in den Dienst der Religion zu stellen und die freigeborene Tochter der letzteren zur Magd zu erniedern, so versucht gelegentlich eine falsche Politik, die Kunst, die himmelentstammte, für ihre irdischen, oft recht fragwürdigen Zwecke auszubeuten. Wer die Erscheinungen des Tages mit scharfem Auge zu beobachten versteht, wird gerade in neuerer Zeit diesen Versuchen öfters begegnet sein. Fast jede größere Zeitung bietet ihren Lesern ein Feuilleton, und manch ein politischer Stimmführer, der in Sachen der Kunst und Literatur ein Barbar ist, verlangt, daß das Feuilleton seiner Zeitung auch in majorem gloriam seiner Partei wirken soll. Dies ist eine beklagenswerthe Auffassung der göttlichen Kunst, die sich überall Selbstzweck ist und den Menschen gerade von dem Weh und Jammer des Parteigezänkes zeitweise erlösen soll. Ja, man ist so weit gegangen, es einzelnen Dichtern zum Vorwurf machen zu wollen, wenn sie ihre schöngeistigen Schöpfungen nicht in dem Leiborgane derjenigen politischen Fraction, zu der man den Autor allenfalls hinzurechnen zu dürfen vermeinte, veröffentlichen, sondern sich zu diesem Zwecke irgend eine andere Zeitschrift wählten, die ihnen vielleicht einen größeren und aufmerksameren Leserkreis in Aussicht stellte.

Das Unterfangen, einen gottbegnadeten Dichter (von einem solchen soll hier nur die Rede sein) in den Stall einer politischen Stimmherde einpferchen und ihm nun vor-

schreiben zu wollen, daß er die Früchte seiner Muse nur in diesem Stalle anbiete, ist ein Verkennen der hohen Aufgaben der erlösenden Kunst und der heiligen Mission, zu der jeder Jünger der Kunst berufen ist. So wie Gottes Sonne über Gerechte und Ungerechte scheint, so geht der Stern des Genius nicht nur für die politisch „Rechten" oder „Linken", sondern für alle Welt auf, die Augen hat, des Sternes Lichtglanz zu sehen und ein ästhetisches Bewußtsein, um sich an diesem Lichtglanz zu erfreuen. Die Einsichtigeren aller Parteien haben diese Fractionslosigkeit der Kunst längst begriffen und die Thatsache in der Formel zum Ausdruck gebracht: „Die Politik endet unter dem Striche", während der politische Janhagel, der gewissenlose, pharisäische Agitator, der bornirte Exaltado, Zeter und Mordio schreien, wenn der für conservativ gehaltene Lyriker A. in einer freisinnig geschriebenen Zeitschrift und der als Demokrat gefeierte Epiker B. in einem conservativen Blatte einmal um's Wort bittet. Die liebe Niedertracht und Gemeinheit bleibt in solchem Falle auch nicht zu Hause, und wir haben es erlebt, daß man derartig selbstständigen und consequent ihren eigenen Weg gehenden Schriftstellern die allerniedrigsten Motive für diese ihre Selbstständigkeit unterschieben und sie der verständnißlosen und leicht bethörten Menge als fahnenflüchtig oder bestechlich denunciren wollte.

Selbst billig denkende, aber kurzsichtige Leute argumentiren wohl so: wenn ein Autor von Ruf einen Roman in einem Blatte veröffentlicht, das einer von den Anschauungen des Autors abweichenden politischen Richtung dient, so stärkt er ja den Gegner, indem er die Leser des Blattes vermehrt. Daß auch eine solche Argumentation völlig grundlos ist, wird am besten an einem willkürlichen Beispiele zu erhärten sein. Wenn Theodor Storm seine reizende Erzählung „Immensee" in einer ultramontanen Zeitung zum ersten

Abdruck gebracht hätte, so würde doch wohl nur der pure Unverstand haben behaupten können, daß Storm der ultramontanen Sache Vorschub leiste und daß diese durch jene Publikation neue Anhänger gewinnen müßte. Man ersieht hier recht handgreiflich, wie Dichtkunst und Politik in der That nichts mit einander gemein haben, und man soll nicht vergessen, daß im Gegentheil die Kunst berufen ist, den Ausschreitungen aller Parteien einen Damm zu ziehen, denn ein Leser, der unter der Wirkung eines echten Kunstwerkes gestanden hat und rein und erlöst aus dem Zauberreiche des Schönen in die staubige und oft blutbespritzte Arena der Politik zurückkehrt, ist vorerst in reiner, edler Menschlichkeit so gefestigt, daß er sich kaum an irgend welcher unwürdigen Ausschreitung seiner politischen Clique betheiligen wird. Die Beziehungen, in denen der Poet zu allen Parteien steht, sind eben nur menschliche, und Schiller sagt mit Recht: „sobald mir einer merken läßt, daß ihm in poetischen Darstellungen etwas näher anliegt als die innere Nothwendigkeit und Wahrheit, so gebe ich ihn auf.“ Der Tendenzdichter, der eben alles andere ist, nur kein Dichter, wird für seine Erzeugnisse sich nach einem gleichgesinnten politischen Organe umsehen müssen; der wahre Dichter kann und will überall zum Worte kommen, wo menschliche Herzen ihm lauschen, gleichviel welches politische Credo ihre Adern schneller pulsiren macht. Der Stoßseufzer, den wir in einem Briefe Schillers an Goethe finden: „es ist jetzt platterdings unmöglich, mit irgend einer Schrift, sie mag noch so gut oder noch so schlecht sein, in Deutschland ein allgemeines Glück zu machen; das Publikum hat nicht mehr die Einheit des Kindergeschmacks, und noch weniger die Einheit einer vollendeten Bildung — es ist in der Mitte zwischen beiden, und das ist für schlechte Autoren eine herrliche Zeit, aber für solche, die nicht blos Geld ver-

dienen wollen, desto schlechter," — dieser Stoßseufzer gilt auch der Gegenwart; er gilt ihr um so mehr, als das große Publikum nicht nur der Einheit des Kindergeschmacks und der Einheit einer vollendeten Bildung ebenso gründlich ermangelt wie damals, sondern auch politisch so vielfach zersetzt und in seinem Urtheile oft so unselbstständig und befangen ist, daß es bei der Schätzung eines Dichterwerkes sich leider durch den Umstand mitbestimmen läßt, ob dieses Werk in einer liberalen oder conservativen Zeitung zuerst das Licht der Welt erblickt hat. Ja, nicht nur die große Masse scheint durch dieses Moment bestimmbar, selbst eine gewisse Sorte kritikloser Kritiker, die sich in den marktschreierischen Dienst politischer Fractionen und Agitationen begeben haben, beweist durch solche unverkennbare Beeinflussung ihre völlige Incompetenz zu dem edlen und vornehmen Amte des Recensenten.

Das sind elende, beklagenswerthe Zustände, die das ästhetische Gewissen eines Volkes nach und nach zerrütten können; es ist daher an der Zeit, sowohl gegen die Zudringlichkeit unreifer Politiker und manteltragender, die öffentliche Meinung fälschender Kritiker lauten Protest zu erheben, als auch vor jenen Pseudodichtern zu warnen, die ihre Muse ausschließlich einer bestimmten politischen Fraction als gefälliges Mädchen für Alles verdingen. Gerade in einem „nichtpolitischen" Büchlein wird dieser Protest am wirksamsten und berechtigtsten erscheinen, denn wir bemühen uns, über den Parteien zu stehen und deshalb verlangen wir in der Kunst, daß der Künstler und nicht der politische Wähler Farbe bekenne; wir wiederholen mit Schiller: „so lange mir einer merken läßt, daß ihm in poetischen Darstellungen irgend etwas näher anliegt als die innere Nothwendigkeit und Wahrheit, so gebe ich ihn auf." —

* * *

Man hat einerseits einzelnen Industriellen den Vorwurf gemacht, daß sie die deutsche Vorliebe für fremde, besonders französische Waaren durch geringere Leistungen begünstigen, und andererseits hat man das kaufende Publikum, und namentlich unsere Damen, beschuldigt, daß sie durch eine augenfällige Bevorzugung fremdländischer Fabrikate die einheimischen Gewerbetreibenden geradezu zur Verleugnung ihres Patriotismus und zur Führung fremder Marken auch an vaterländischen Erzeugnissen zwingen. Sieht man ein wenig genauer zu, so entdeckt man leider sehr bald, daß die Schuld sowohl den Käufer wie den Verkäufer trifft, den Letzteren aber nicht wegen der geringeren Güte seiner Waaren, sondern weil er eben von derselben Krankheit wie der Käufer befallen ist.

Es steckt vielfach im Deutschen ein fast ans Alberne grenzendes Verlangen, mit den Erzeugnissen der Fremde Staat zu machen, und nicht nur mit den Modefetzen und dem Modeplunder von Paris, sondern auch mit Schlagwörtern und Redensarten des Seinebabels sucht der durch Auslandssucht angekränkelte Deutsche sich ein Zeugnis höherer Bildung und feineren Geschmackes auszustellen. Wenn sich der wahrhaft gebildete Theil unserer Nation gegen dieses überhand nehmende Unwesen nicht bald energisch auflehnt, so laufen wir in der That Gefahr, unsere Sprache, Sitten und Gewohnheiten auf das Kläglichste und Unheilbarste zu verpfuschen und zu verhunzen. Ohne ein starkes Selbstgefühl kann sich eine Nation im kulturellen und politischen Wettkampfe der Völker auf die Dauer nicht behaupten, und Jeder mindert dieses Selbstgefühl und trägt zum Niedergange seines Volkes bewußt oder unbewußt bei, wenn er der Pest der Auslandssucht Vorschub leistet und sie weiter verbreiten hilft. Wir wollen hier nur im Vorbeigehen des höchst bedenklichen Brauches unserer besser gestellten Familien

erwähnen, schon den drei- und vierjährigen Kindern französisch oder englisch redende Plappermaschinen zu halten und so das jugendliche Gehirn zu einem Kraftaufwande zu zwingen, den es besser zur Aneignung heimischer Worte und Begriffe verwerthen könnte. Besteht denn wirklich eine überlegene Bildung in der Fähigkeit dieses oder jenes Backfisches, seinen absoluten Gedankenmangel fließend in zwei oder drei Sprachen auszudrücken? Der Engländer, der Franzose des wohlhabenden Mittelstandes denkt nicht daran, seine Kinder schon so früh mit der Erlernung fremder Sprachen zu quälen; er ist dazu im Allgemeinen zu stolz oder zu — beschränkt, und behauptet, daß er mit seinem Idiom allein bequem die Reise um die Erde machen kann. Wir wollen das Kind nicht mit dem Bade ausschütten und den Vortheil, den uns die Kenntnis fremder Sprachen gewährt, durchaus nicht verkennen, noch leugnen; aber — Maß ist in allen Dingen gut, und ob die Kinder eines kleinen Handwerkers aus der Erlernung einiger armseliger französischer Brocken jemals irgend welchen greifbaren Nutzen zu ziehen vermögen, wir lassen es getrost dahingestellt.

Ob also die Schule schon den Keim der Auslandssucht in die Seelen unserer Kinder pflanzt, bleibe hier unerörtert; greifen wir nur irgend eine Erscheinung heraus, die diese nationale Seuche zu illustriren vermag, ohne daß wir der Entstehungsart derselben nachforschen. Nehmen wir das erste beste Erzeugnis deutscher Gewerbethätigkeit, das zu einem weitverbreiteten Artikel geworden ist. Da steht z. B. vor mir auf meinem Schreibtische eine Flasche Kölner Wasser; doch nein — ich bitte die Firma „M. Clementine Martin Klosterfrau“ um Verzeihung — eine Flasche „Eau de Cologne double“. Es ist mir unerfindlich, warum der Destillirer dieses wohlriechenden Wassers eine französische Bezeichnung desselben der deutschen „Doppeltes Kölner

Wasser" vorzieht. Sein Konkurrent, die Firma Farina „gegenüber" bedient sich einer deutschen Marke und, ich glaube es annehmen zu dürfen, nicht zum eigenen Nachtheil. Eine Waare hat doch nur Aussicht, auch in die letzte Hütte des Vaterlandes einzudringen, wenn sie mit einem heimischen Namen getauft ist, und dadurch, daß sie volksthümlich wird, steigert sie ihre Aussichten, auch immer weltthümlicher zu werden. Welch beschämendes Beispiel gab uns jener Schwede, der seine Sicherheits-Zündhölzer gut schwedisch bezeichnete und die bekannten Schächtelchen, trotz der verschwindend geringen Verbreitung der schwedischen Sprache, bis nach dem fernsten Orient vertrieben hat!

Was soll uns noch ferner der Unsinn französischer Speisekarten? Glaubt denn ein Gastwirth wirklich seine Tafel zu verfeinern, wenn er seine deutschen Schüsseln unter küchen-französischen Namen anbietet? Bierkneipen zweiten und dritten Ranges lieben es jetzt, in den Zeitungen ihre „Menus" bekannt zu geben; werden die Gasthöfe ersten Ranges nicht endlich einsehen, daß es an der Zeit und ein Zeichen wirklicher Vornehmheit ist, das Publikum in einer deutschen Stadt auch deutsch zu bedienen?

Vielen Familien ist der Sinn für deutsche Sprache und deutsches Bewußtsein derart verloren gegangen, daß sie zum „Diner", zum „Bal", zum „Thé dansant", zum „Souper", ihre Freunde und Bekannten einladen; warum nicht zum Mittag- oder Abendessen oder zum Tanz? Es ist das Mischdeutsch eines Cirkusklowns, in dem sich viele sogenannte Gebildete nur noch auszudrücken vermögen, und wollte man mit solchen Leuten wetten, daß sie eine Unterhaltung ohne Anwendung fremder Worte nicht führen können, man würde die Wette in jedem einzelnen Falle gewinnen, denn die Pest der Auslandssucht hat alles deutsche Wesen schon derart verseucht, daß in der That eine über-

legene Bildung erforderlich ist, um ausschließlich deutsch zu sprechen.

Man verstehe uns nicht falsch und bezichtige uns nicht eines übertriebenen „Purismus"; es wird jedem Gebildeten unbenommen bleiben, zur Bezeichnung gewisser Dinge und Begriffe in den Schatz der fremden Sprachen zu greifen und namentlich in allen wissenschaftlichen und philosophischen Abhandlungen die meist den alten Sprachen entlehnte „Terminologie" rücksichtslos anzuwenden. Aber muß man deshalb ein Kleid eine „Robe", und Sammet „Velours" nennen? Wandelt einen sprachreinlichen Menschen nicht Uebelkeit an, wenn er heut die Anpreisungen unserer Modewaaren-Lager in den Sonntags-Beilagen der Zeitungen liest? Jedes ehrliche deutsche Gewebe prunkt da mit einem erborgten französischen Namen; jeder neue Schnitt eines Wintermantels ist da nach einer Pariser Kokotte getauft, jede Farbe mit einem französischen Spitznamen bezeichnet. Wahrhaftig! man bekommt Ohrenschmerzen, wenn unsere lieben Frauen von „Crêmefarbe" oder „bleu gensd'armes" reden und sich für „Saumon" begeistern, wohlgemerkt, nicht für den leckeren Rheinfisch, sondern für einen lachsfarbigen Seidenstoff. Einige Frauenzeitungen beginnen jetzt erfreulicher Weise den Feldzug gegen die Nachahmung französischer Moden und sie werfen unseren Damen mit Recht einen kläglichen Mangel an Selbstachtung vor, wenn sie bei der straßenjungenhaften Aufführung gewisser Pariser Kreise noch fortfahren, ihren Modebedarf aus Paris zu beziehen. Die deutsche Frau, die mit einem französischen Modellhütchen auf dem Kopfe im offenen Landauer auf dem belebtesten Spazierwege ihr Pfauenrad schlägt und so die ganze Bildung des Jahrhunderts auf dem Haupte zu tragen vermeint, muß innerhalb dieses Organes an einer bedenklichen Leere oder einem bedauerlichen Ueberschuß von Gesinnungslosigkeit und Narr-

heit leiden. Es giebt Leute, die scheinbar so deutsch sind, daß sie in ihrem Speisezimmer den Meißener Zwiebelschmuck nicht nur auf dem Eßgeschirr und den Lampen, sondern geschmackloser Weise auch auf Vorhängen, Sesseln und Teppichen anbringen lassen, so daß man sich wundert, warum sich die Dame des Hauses nicht auch ins Angesicht blaue Zwiebelblüthen geschminkt hat; und diese selben scheinbar so deutschen Leute lesen grundsätzlich nur französische Romane, blättern nur in französischen Journalen und besuchen nur die Aufführungen französischer Modedramen. Eine solche Verirrung, eine so schmähliche Vaterlandslosigkeit kann nicht scharf genug verurtheilt werden.

Wir predigen durchaus keinen Haß gegen unsere überrheinischen Nachbarn; daß sie dies uns gegenüber thun, daß sie uns schimpfen und gegen uns hetzen, wir wollen es gelassen ertragen, denn wer schimpft, setzt sich selbst ins Unrecht, und bekanntlich wird Derjenige am lautesten angebellt, der am meisten gefürchtet wird; auch ist der Deutsche sittlich zu hoch gebildet, um in brutaler Pariser Weise den Völkerhaß zu schüren. Was wir aber von unseren deutschen Brüdern und Schwestern verlangen, das ist eine vornehme, selbstbewußte Enthaltung von aller Nachäfferei französischer Mißbräuche und Modetollheiten und eine liebevollere Pflege unserer einzigen, reichen und wunderbar schönen deutschen Muttersprache. Ueberlassen wir es den Kneipen letzten Ranges, einen „Grand Bal“ anzuzeigen, und reden wir deutsch; kleiden wir uns deutsch und kehren wir den „Confectionshändlern“, die des Deutschen nicht mehr mächtig sind oder niemals mächtig waren, den Rücken; lesen wir deutsch und bereiten wir dem Buchhändler, der in Berechnung deutscher Auslandssucht von einem neuen Zola'schen Sudelroman sofort einhundert Exemplare bestellt, einen Mißerfolg, indem wir für die fremdländische Waare danken.

Die deutsche Sprache immer mehr zu entwickeln und sie für ganze Gebiete des öffentlichen Lebens, wo sie uns leider verloren gegangen ist, zurückzuerobern, sei uns Allen eine heilige Pflicht. Wir verbannen mehr und mehr aus unserer Rechtssprache die lateinischen Fremdworte, und der Leiter unseres Postwesens hat sich in derselben Richtung um die Reichspost verdient gemacht. Aber noch harren zahlreiche und volksthümliche Einrichtungen unseres Staates einer sprachlichen Wiedergeburt und Loslösung von der Knechtschaft einer fremden Zunge: die größte und volksthümlichste ist unser Heer. Wie es in dem Hirne eines braven Feldarbeiters, der als Rekrut ein ganzes Fremdwörterbuch auswendig lernen muß, eigentlich aussieht — ich glaube, die Wenigsten machen sich davon eine genügende Vorstellung. Kommt so ein ehrlicher Bauernknecht, der nur sein liebes Platt versteht, in die Kaserne und soll nun nicht blos Worte wie: „Gouvernement, Adjoint, aggregirt, à la suite, Generallieutenant, Kommandantur, Nebenetat" richtig sprechen und auswendig lernen, sondern sogar Begriffe damit verbinden und diese Begriffe dem Gedächtniß ebenfalls einprägen! Eine außerordentliche geistige Anstrengung, die auf irgend einen praktischen Dienstzweig verwendet, die Ausbildung des Mannes wesentlich erleichtern würde! Es ist wunderbar, das preußische Heerwesen wird heute von allen europäischen Staaten studirt und nachgeahmt; selbst die Sendboten aus dem fernsten Asien eilen nach Berlin, um unsere Truppen zu sehen und ihnen das Geheimnis des Sieges abzulauschen; wir sind ein kriegerisches Muster geworden, nach welchem sich die Heere aller Kulturvölker und solcher, die es werden wollen, bilden; und wir haben für unsere mustergiltigen militärischen Einrichtungen und Begriffe nicht einmal ursprüngliche deutsche Namen! Der Schmerz darüber ist nicht der Schmerz eines die realen Verhältnisse

vielleicht verkennenden Philologen oder Theoretikers; wir erkennen und würdigen die geschichtliche Entstehung des sprachlichen Mißstandes in unseren Heereseinrichtungen und dennoch sind wir überzeugt, daß der Geist des großen „Alten Fritz" gegen eine formale Verdeutschung seiner inhaltlich so vaterländischen Schöpfungen heute nichts einwenden würde; der „Kriegsverdienst-Orden" würde die Brust unserer Tapferen nicht weniger schmücken als der „Pour le mérite" und „Kaiser-Leibwache" klänge gewiß noch stolzer und siegesfroher als „Garde du Corps". Wir halten den Verlust so vieler altdeutscher, eine Fülle stolzester Erinnerungen bergender Bezeichnungen des Heerwesens für durchaus nicht bedeutungslos. Schon daß wir unser prächtiges „Fähnlein" durch „Kompagnie", unser „Beiwacht" durch „Bivouak", unser „Sarjant" durch „Sergeant", unser „Brünne" durch „Küraß" verballhornt haben, ist bedauerlich; „Degenquast" durch „Portepee" zu ersetzen, ist geradezu eine Unbegreiflichkeit; wir haben den „Feldzeugmeister" wieder eingeführt und konnten uns trotzdem noch nicht entschließen, statt „Artillerie" (ein Wort, das von der Volkszunge furchtbar verstümmelt wird) „Geschütz"- oder „Zeugschaar" zu sagen. Ein „Feldhauptmann" würde sich dem gemeinen Manne stattlicher darstellen als ein „General", und ein „Zugführer" die Zunge weniger beschweren als ein „Lieutenant". Doch wozu die Beispiele häufen? Es ist eine durch die „Lehre vom Menschen" erhärtete Thatsache, daß fremdsprachliche Ausdrücke nur selten und ungern in Fleisch und Blut des Volkes übergehen; will man der Volksthümlichkeit einer Sache bleibend Vorschub leisten, so muß man sie vor allem Anderen mit Lauten der Muttersprache taufen. Es ist ein Kreisschluß, in den man unwillkürlich hineingeräth: die Vorliebe vergangener Zeiten für das Französische hat unsere fremdartige Militärsprache geschaffen, und unsere fremd-

artige Militärsprache begünstigt immer wieder aufs Neue die deutsche Vorliebe für undeutsche Ausdrücke. Ob aber zwischen der Vorliebe für undeutsche Redeweise und einer Verseichtung und Versumpfung deutschen Wesens nicht gewisse Wechselbeziehungen bestehen, wer wollte dies ohne Weiteres verneinen?

Gerade das Publikum der Hauptstadt, das vielfach tonangebend wirkt, sollte immer entschiedener für deutsche Art und reine deutsche Ausdrucksweise eintreten. Keine französischen Moden mehr! aber auch deutsche Namen für die Erzeugnisse deutschen Gewerbes! Deutsche Art und deutscher Brauch an allen öffentlichen Orten! Meide man die Wirthshäuser, die ihren Gästen noch französische Speisekarten anzubieten wagen, und die Herren Gastwirthe werden begreifen lernen, daß es noch ein deutsches Volksbewußtsein giebt, gegen das man sich nicht ungestraft versündigt. Nicht laut und oft genug kann solcher Ruf wiederholt werden. Wir sind von Natur so unparteiisch, daß wir nicht Gefahr laufen, ins Gegentheil zu verfallen und nach Art jenes beschränkt-kleinstädtischen Pariser Spießbürgerthums, das seine Lutetia, wie der Hahn seinen Düngerhaufen, für die Welt hält, nunmehr Alles nach der Berliner Elle zu messen. Wir schätzen französischen Geist und Geschmack und die ritterliche Liebenswürdigkeit des durch die Pariser Pöbelwirthschaft noch nicht heruntergekommenen Galliers, aber wir haben selbst so viel Geist und Geschmack und Formsicherheit auf Lager, daß wir nicht mehr die Sklaven des Auslandes bleiben und das Auslandsaffenthum, wo es sich nur breit zu machen versucht, mannhaft bekämpfen wollen. Möchte dieses offene Wort bei allen Parteien und namentlich bei unseren lieben Frauen eine gute Statt finden!

* * *

Um als ein sogenannter „großer Mann" in der Geschichte, wie sie leider noch vielfach verstanden und gelehrt wird, zu figuriren, ist meist eine gewisse Beschränktheit des Geistes nöthig. Die historische Größe besteht nämlich fast ausnahmslos in der energischen, consequenten Dahingabe des Ich an irgend eine Idee und deren praktische Durchführung, und diese Dahingabe wird um so energischer und consequenter, je unumstößlicher diese Idee dem für sie Eintretenden als gut, als vernünftig, erscheint. Nun ist aber kaum irgend eine menschliche Vorstellung, kaum irgend ein Gedanke unanfechtbar und frei von Einwendungen; fast jede Idee ist diskussionsfähig, und das Gute war und ist jederzeit der Feind des Besseren. Die geistige Beschränktheit sieht dies nicht ein, und deshalb vermag sie am rücksichtslosesten und überzeugtesten alle ihre Kraft für das ihr als absolute Panacea Erscheinende einzusetzen. Der Entschluß des tiefer Denkenden und feiner Fühlenden wird von des Gedankens Blässe angekränkelt und leichter erlahmt er. Daher sind mäßige intellektuelle Kraft und verminderte Feinfühligkeit des Herzens, wol aber außergewöhnliche Stärke des Willens und Nervensystems die besten Fundamente zur „Größe" im banalen historischen Sinne; die echte Geistes- und Herzensgröße tritt überall, wo Diplomaten, Usurpatoren und Haudegen zweiten und dritten Ranges die Weltgeschichte fabriciren, bescheiden in den Hintergrund und bleibt dort unbeachtet, weil unerkannt und unverstanden.

Es ist ein nicht hoch genug zu schätzendes, culturelles Verdienst des wahrhaften Christenthums, daß es den geschichtlichen Jesus als ewig unerreichtes Vorbild des liebevollsten Herzens und der höchsten geistigen Kraft weit in den Vordergrund vor alle historischen Personen stellt, und daß neben diesem sanft lehrenden und still duldenden Erlöser alle bluttriefenden Eroberer, alle ränkefeinen Diplomaten, alle

zungendreschenden Parlamentsschwätzer, kurz alle jene sogenannten „Großen" der Weltgeschichte vielfach als erbärmliche und nichtsnutzige Schächer erscheinen. Eine Weltgeschichte, welche die Menschen nach einem nicht dogmatischen, nicht confessionellen, aber echt christlichen Maßstabe mißt und ordnet, ist noch nicht geschrieben worden und es fehlen dazu noch jegliche Vorarbeiten; wer aber in Aeonen im Stande sein dürfte, sie zu verfassen, der wird vielleicht die Cäsar und Alexander, die Richelieu und Mazarin, die Pitt und Fox nur unter die Kleinen, die Sokrates und Plato, die Savonarola und Giordano Bruno, die Huß und Luther unter die Größeren rechnen, den Preis der höchsten Größe aber möglicherweise einem armen, hungernden, siechen Arbeitsmann ertheilen, der sich trotz aller unverschuldeten Qual des Daseins gesunde, fruchtbringende, erlösende Gedanken und ein edles, vornehmes, liebevolles Herz bewahrt hat. Nicht Alles ist Gold, was gleißet; dies gilt auch für die Sorte Weltgeschichte, wie sie noch immer von gefeierten Historikern zusammengeschmiert und noch vielfach der lieben Jugend zur Belastung des Gedächtnisses und zum Ruin gesunden Fühlens und Denkens vorgetragen wird. Man muß alt werden, um die Hinfälligkeit und Erbärmlichkeit vieler Dinge zu begreifen, die wir in blöder Jugendeselei auf Kommando des Herrn Magisters anstaunen mußten. —

* * *

Dürften nicht die beiden Weltanschauungen des Pessimismus und des Optimismus ihre Berichtigung und Ausgleichung in der humoristischen Weltanschauung finden? In der That, uns fehlt noch der Humorismus, als philosophisch durchgebildetes und geschlossenes System, und eine vielleicht nicht mehr ferne Zukunft wird ihn uns bringen. Der Humor, diese seltenste und edelste Verfassung eines echten Menschen, wird sicher noch als farbenprächtigste und duftigste Blüthe

eine wahrhaftige Philosophie aus seinem Schooße treiben. Wir denken hier an jenen göttlichen Humor, der an offenen Gräbern ein erlösendes, verklärendes Lächeln findet, und dem beim Anblicke einer weinseligen Hochzeitsrunde eine heimliche Thräne emporquillt; nicht aber an die gallige Ironie liebeleerer Namenchristen, noch an die billigen Wortspielereien kalauernder Semiten und Börsenwitzbolde. Ja, es wird einen Philosophie gewordenen Humor geben, einen Alles in Liebe überwindenden Humor, der, wie unser Emil Frommel sagt, „seine innerste Werkstätte nicht in der Feueresse, Pulver- und Raketenfabrik des Verstandes, sondern im stillen, heiligen Feuerherde des Gemütes hat.“ Dieses Wort entnehme ich einem Aufsatze „Christenthum und Humor“, den der Hofprediger Frommel im Daheim-Kalender pro 1884 veröffentlicht hat, und dieser eine Aufsatz wiegt den übrigen Inhalt des ganzen Kalenders voll auf. Christenthum und Humor! Gewiß, kommen wird einst der Tag, da sich beide decken. Die philosophisch begründete Weltanschauung des Humors wird das dem Wissenstriebe vermitteln, was ein vernünftiges Christenthum als beweislos und unbedürftig des Beweises dem Glaubenstriebe des Menschen anbietet. Welche Welt göttlichen Humors enthält die Vorschrift, dem, der uns die Backe streicht, auch die andere hinzuhalten! Eine Religion, die solche humorvolle Ethik oder solch einen ethischen Humor erzeugt, ist die letzte und höchste Staffel, die das transscendente Streben des Menschen ersteigen kann; darüber hinaus giebt es nichts Menschliches mehr — da beginnt der reine Aether göttlicher Liebe und Majestät. Der Mutterschoß der deutschen Erde, der die Reformation gebar, wird auch das vollblütige Kind des sich mit dem fortgeschrittenen Christenthum deckenden Humors hervorbringen; dies wird die höchste Leistung des deutschen Genius sein, und sie wird uns erlösen von den

Salbadereien eines banalen Optimismus und von den weltanklagenden Nänien eines thränenquetschenden Pessimismus. Ehre aber dem deutschen Seelsorger, der verdächtigenden Obskuranten gegenüber den Muth hatte, auf die Aehnlichkeit des Christenthums mit jenem göttlichen Humor entschieden hinzudeuten.

* * *

Der Materialismus rühmt sich in der Gegenwart des großen Fortschrittes in der Ausnützung der Naturkräfte, er pocht auf die hohe Stufe der Vollkommenheit unserer Heilkunde nicht weniger als auf die raffinirte Ausbildung der Vernichtungstechnik und der praktischen Kriegswissenschaft. Er behauptet, immer mehr Phantome des Supernaturalismus in das Bereich der mechanischen Erklärung zu ziehen und verspricht allen Miß- und Aberglauben des Mythus und der Religion zu zersetzen und ohne Rückstand zu vertilgen. Berauscht durch seine Erfolge verkündet er die Darstellung der Mechanik des Denkens als sein über kurz oder lang zu erreichendes Endziel, und als Beweis für die thatsächlich vorhandene Mechanik aller Denkvorgänge erinnert er an den Idealisten Schiller, der die höchste dichterische Begeisterung unter Beiwirkung — geistiger Reizmittel zu erlangen wußte. Die Technik des Gedankens wird also als das Endziel der Experimentalwissenschaften proklamirt, da die Gehirnfunktion das höchste Produkt der Natur sei, und wie das Weltall das großartigste, so soll der Mensch das vollkommenste Uhrwerk sein. Nur deshalb werde der Mensch als von Geist erfüllt gedacht, weil man seinen Organismus noch nicht genügend zu erklären wisse; aus gleichem Grunde halte der Wilde das Ticken einer Taschenuhr für die Wirkung eines Koboldes und die dampfschnaubende Lokomotive für ein gespenstisches Pferd.

Durch Reduktion des organischen Wunders auf einen klar erkannten Mechanismus will man also das Ziel aller Experimentalwissenschaft erreichen; das geheimnisvoll mit innerem Leben Ausgestattete und lebendig Werdende und Wirkende soll als ein, wenn auch noch so kunstvoll, zusammengesetztes bewußtlos Arbeitendes, als Maschine, erkannt werden. Gesetzt, diese Utopie eines trunkenen Materialismus erfüllte sich und der armselige Traum würde Wirklichkeit — was wäre erreicht? Wäre unser Wissensdurst gestillt? unser Erkenntnisstreben befriedigt? Stünden wir der Lösung des Welträthsels um eines Haares Breite näher? Gäbe es keinen Supernaturalismus, keine Mythenbildung, keine Religion mehr? Dem Organismus gegenüber kann der seine Unkenntnis durch Phrasen verhüllende Forscher immer noch von Kraft, von Naturgesetz u. dergl. reden; was wird er aber auf die Frage antworten: „wer hat den Mechanismus des Menschen planmäßig geordnet und den Gang der Maschine erprobt und gesichert?“ Etwa der Apparat selbst? oder der Zufall? — Gerade der Mechanismus setzt die Hand einer bewußten, ordnenden Persönlichkeit voraus; ohne Mechaniker kein Mechanismus! Wer wird der Mechaniker im gegebenen Falle sein? Doch wohl jenes große X, das wir Gott zu nennen übereingekommen sind. Wir sind aber dann genau auf dem alten Flecke, und der Materialismus hat seine Unfähigkeit, die letzten Fragen zu beantworten, aufs Glänzendste bewiesen, denn Mechanismus und Organismus sind nur zwei Ausdrücke aus dem Wörterbuche verschiedener Richtungen für eine und dieselbe Sache, die aber über das eigentliche Wesen dieser Sache gar nichts aussagen. Könnte der Materialismus alles Denken in einen mechanischen Vorgang auflösen, das Räthsel des Denkens bliebe genau dasselbe, denn die Objektivirung des Gedankens, das Denken über das Denken, kann nichts Mechanisches mehr sein; es

liegt außerhalb des Begriffes der Maschine und bleibt für immer ein transscendentes Problem. —

*   *   *

Das parlamentarische Treiben ist nicht Jedermanns Sache, und der *gewerbsmäßige* Parlamentarismus wird nur *ausnahmsweise* einen *universell* gebildeten Mann zu seinem Jünger zählen. Der höchste, idealste Mensch, d. h. der Mensch mit dem wahrhaft philosophischen Kopfe und dem warmblütigen, selbstlosen Herzen, ist immer eine Seltenheit und er steht einsam und verlassen inmitten einer flachen, ihn nie ganz begreifenden Menge. Steigt er in die parlamentarische Arena hinab, so muß er, um überhaupt wirken zu können, Kameraderie pflegen, sich der Clique anvettern, Compromisse machen, mit einem Worte: Einbuße an seiner Ueberlegenheit erleiden, um mit der Inferiorität Arm in Arm marschiren zu können. Nur wenige Ausgezeichnete üben solche Selbstverleugnung. Der Durchschnitt um die Volksgunst buhlender Parlamentarier, wenn er auch noch so sehr mit Vielwisserei und Redefertigkeit zu glänzen scheint, ja, wenn er selbst in der Maske des Alleswissers und des Patrioten κατ᾽ ἐξοχην einherstolzirt, besteht, genauer betrachtet, — (man blicke nur nach dem heutigen Frankreich!) — aus rohen, einseitigen Köpfen, die auf die Dauer über ihre wahre Beschaffenheit den Einsichtigen nicht zu täuschen vermögen. Alle diese Viel- und Schnellredner, die den Mantel ihrer Römertugenden in die schönsten Falten zu legen wissen und für alles Elend menschlichen Daseins stets die Regierungen in einer Art verantwortlich machen, als besäßen sie, die Angreifer, ganz allein das Mittel zum beständigen Volksglück, sind vulgäre Gesellen, die hinter ihren blechernen Phrasen und ihrem endlos wiederholten Wortschwall nur schlecht die Stellenjägerei, die Portefeuillesucht oder den kindischen Größenwahn verbergen.

Es sind vulgäre Gesellen. „Vulgarität besteht", nach Schopenhauer, „darin, daß im Bewußtsein das Wollen das Erkennen gänzlich überwiegt, womit es den Grad erreicht, daß durchaus nur zum Dienste des Willens das Erkennen eintritt, folglich wo dieser Dienst es nicht heischt, also eben keine Motive, weder große noch kleine, vorliegen, das Erkennen ganz cessirt, folglich völlige Gedankenleere eintritt. Nun ist aber erkenntnisloses Wollen das Gemeinste, was es giebt; jeder Klotz hat es und zeigt es wenigstens, wenn er fällt. Daher macht jener Zustand die Vulgarität aus."

Wie erkenntnislos in der That jene nur vom Wollen geleiteten und durch Parteileidenschaft verblendeten Stundenredner sind, das beweisen die merkwürdigen Prophezeiungen, zu denen sich parlamentarische Sterne ersten Ranges oft verleiten ließen; merkwürdig waren solche Prophezeiungen, weil allzeit das pure Gegentheil derselben einzutreten pflegte. Selten kommt es diesen Kämpen der Rednertribüne auf eine sachliche Förderung der Frage an; es gilt ihnen meist nur athemlos zu schreien und den Gegner, nicht mit Gründen, sondern mit Verdächtigungen niederzuräsonniren.

Einer gleichen Vulgarität verfallen in der Regel die politischen Reiseredner und Vorstadtagitatoren; sie reiten das Steckenpferd ihrer fertig im Koffer mitgebrachten Schlagwörter, schimpfen ihr ganzes Lexikon durch, berauschen sich am Beifall ihrer Jünger, am Fuseldufte des Turniersaales, auch am Zischen der Gegner, und ziehen weiter, ohne etwas gelernt oder vergessen zu haben.

Es giebt überall Ausnahmen, und vor den Ausnahmen in unserem Falle nehmen wir den Hut ab. So lange aber ein parlamentarischer Kraftmeier und ein agitirender Reiseapostel noch schimpft und verdächtigt, so lange er sich noch vom Gebiete des Intellektes auf das des erkenntnislosen Wollens, also auf den gemeinsten aller

Tummelplätze begiebt, und so lange ihm noch durch die Löwenhaut des Patriotismus das Eselsohr der Spekulation auf Stellen und Würden guckt, so lange wollen wir unsererseits solchem Manne keinen Weihrauch anzünden. Bei Hinz und Kunz berühmt zu werden, ist ein Kinderspiel, oft ein Frevel; die wahre und echte Größe bleibt meist einsam und wird oft erst spät anerkannt. —

* * *

Schon als Kind hat mich die Lehre von einer ewigen Verdammnis, wie sie von buchstabengläubigen und dem Geiste sein Recht verkümmernden Christen hier und da gelehrt wird, abgestoßen. Schon als Kind habe ich den Widerspruch empfunden, der zwischen einem Gotte der höchsten Liebe, des allumfassenden Erbarmens, und dem unbegreiflichen Richterspruche besteht, der einen Sünder für seine zeitlichen Sünden hinausstößt in die Ewigkeit der Pein. Ich wurde älter und reifer, und immer unerträglicher wurde mir die Vorstellung von einem ewigen Verlorensein des Sünders. Ist ein allmächtiger Gott des Lichtes denkbar, der sich mit einem ewigen Reiche der Finsternis abfinden muß? Ist eine Seligkeit möglich, wenn sie von der gleichzeitigen Qual ewig Verstoßener Kenntnis hat? Kann das Reich des Satans, um bildlich zu sprechen, ewig bestehen, wenn Gott unbeschränkt und alles beherrschend gedacht wird? Die Ansicht von einem ewig zürnenden, unversöhnlichen Jehovah ist aus dem Judenthum in das Christenthum hinübergeschmuggelt worden und wird durch Schriftstellen belegt, die offenbar unrichtig überliefert sind oder unrichtig erklärt werden. Wenn Christus in der Darstellung von seiner Parusie und dem jüngsten Gerichte — ein Vorgang, der sich der Fassungskraft seiner naiven Hörer völlig entziehen mußte und nur in einer großartigen Allegorie geschildert werden konnte — den Richter zu Denen zur Linken

sagen läßt: „Gehet hin von mir, ihr Verfluchten, in das ewige Feuer, das bereitet ist dem Teufel und seinen Engeln," so ist das Prädikat „ewig" hier unverkennbar objektiv und nicht subjektiv zu fassen; das Feuer wird als ein ewiges bezeichnet, nicht der Aufenthalt des Verurtheilten in demselben; der Gedanke an eine individuelle Erlösung aus diesem ewigen Feuer ist durchaus nicht ausgeschlossen. Aber auch objektiv ist dieses Feuer als immerwährend nur zu denken, so lange es einen Teufel giebt, denn es ist „bereitet dem Teufel und seinen Engeln"; tritt ein Moment in der kosmischen Entwickelung ein, wo dieser Teufel und seine Engel überwunden sind, wo also das Reich Gottes auch die Finsternis verschlungen hat und allumfassend ist, dann wird auch dieses höllische Feuer gegenstandslos; es ist dann erloschen. Das Wort „Ewigkeit" dürfte also hier wie in vielen anderen Stellen der heiligen Schrift mit einer die menschliche Einbildungskraft übersteigenden Zeitdauer gleich zu setzen sein, zu welcher Annahme uns ohnehin der griechische Urtext nöthigt, der z. B. im Gebete des Herrn sagt: „denn dein ist das Reich und die Kraft und die Herrlichkeit — *εἰς τοὺς αἰῶνας* — bis in die Aeonen, Amen." Wenn wir auch Gott als ewig zu denken haben und hier der Ausdruck „bis in die Aeonen" unbeanstandet mit „in Ewigkeit" übersetzt werden durfte, so weist doch schon der Plural des Wortes Aeon auf den ursprünglich anderen Sinn hin, denn der Begriff der Ewigkeit duldet keine Mehrheit. Das „ewige Feuer" der Verdammten, das *πῦρ τό αἰώνιον*, ist also das bis in die fernsten Zeitläufe dauernde Feuer, aber nimmermehr das zeitlose, endlose; mir wenigstens ist die Deutung als ewiges Feuer stets als eine ganz willkürliche und unbegründete erschienen. Die Aeonen sind Weltentwickelungs-Perioden und entsprechen ungefähr den indischen Kalpas; der Kalpa ist ein aus 14 Manwantaras bestehender Zeit-

raum, nach dessen Ablauf die jedesmalige Schöpfung untergeht, um einer neuen noch unbekannten Schöpfung Platz zu machen. Nach Ablauf eines christlichen Aeons wird das, was wir heute Erde und Menschheit nennen, vielleicht ebenfalls verschwunden sein und mit der staubgeborenen Menschheit, für welche allein der Begriff des Guten und Bösen einen Sinn hat, wird auch das Reich des Bösen, also Hölle und Teufel, aufgehört haben. Das, was unverweslich vom Menschen weiter lebt, der überirdische Mensch, hat sich dann den Kategorieen des Guten und Bösen entzogen; in dem nächsten Aeon wird es keine Verdammten mehr geben; Gott wird die Creaturen zum Anschauen seiner Herrlichkeit erhoben haben. Da aber alle Schuld ihre eigene Unseligkeit gebiert, so wird es, so lange sündige Menschen athmen, auch eine Hölle, ein Reich der inneren Qual, geben; und wer unversöhnt stirbt, wird als unirdisches Wesen vielleicht einen weiten, peinvollen Umweg machen müssen, bis auch er den Eingang in den Hafen des göttlichen Friedens findet; das ist das Feuer, welches während des jetzigen Aeons brennt, das πῦρ αἰώνιον; wer es aber als endlose, ewige Verdammnis begreift, der hat den Gott nicht begriffen, der allen armen Sündern eine Erlösung bereitet hat. Aus der Hand des Allmächtigen kann dauernd kein Wesen verloren gehen, dem er seinen Odem des Lebens eingehaucht hat.

Es giebt eine buchstabengläubige Bibelauslegung, die dies leugnet. Otto von Gerlach, der die heiligen Schriften mit erklärenden Anmerkungen versehen hat — ein Werk, für das wir ihm in Anbetracht seines guten Willens immerhin danken wollen — sagt zur Stelle Matth. 25, 46.: „Und sie werden in die ewige Pein gehen; die Gerechten aber in das ewige Leben" — folgendes: „Einerlei Beiwort wird von der Pein und dem Leben gebraucht; Christus lehrt also ausdrücklich, daß in dem Weltgericht das Schicksal der

Menschen für immer entschieden werde. Wie ist es möglich, die ewige Strafe blos für ein lange dauerndes Feuer zu halten, das ewige Leben aber für endlos, da Christus in derselben Stelle in einem und demselben Satze beides „ewig" genannt hat? Nennt er beides „ewig", so dauert entweder beides nur eine lange Zeit, oder beides ohne Ende immer fort. Zu sagen aber, daß in diesem einem Satze das ewige Leben ein endloses, die ewige Pein aber eine endliche bedeute, ist abgeschmackt." (Sic! Es sagt dies eben kein tiefer Kritiker.) „Nicht also, weil die Heiligen und Schriftkundigen die Seligkeit des Himmels nach langer Strafe den Teufeln und Verdammten nicht gönnen, sondern weil sie sehen, daß die untrügliche Schrift sagt, Gott habe sie auf ewig verdammt, darum muß es aus echter Frömmigkeit unbeweglich festgehalten werden, daß die Teufel und die Verdammten zu der Gerechtigkeit und Seligkeit der Heiligen nicht zurückkehren werden."

Ich füge hinzu, daß diese Gerlach'sche Anmerkung zum größten Theile aus einem Citate aus Augustinus „De civitate dei" 21, 23. besteht; da Gerlach den Kirchenvater aber zur Unterstützung seiner Behauptung anführt, so macht er dessen Ansicht zu seiner eigenen und ist für den Manichäismus derselben mit verantwortlich. Für einen Schüler in der Syntax mag ja das Verfahren des Augustinus, das, um die Schärfe eines Gegensatzes zu retten, lieber die Gerechtigkeit Gottes opfert, eine gewisse Beweiskraft haben; wer aber kritisch in die Schrift zu blicken gewohnt ist, wird sich auch durch die angeführte Stelle nicht beirren lassen. Für Augustinus, der lange genug ein Anhänger des Manes, des lebendig geschundenen „Parakleten" war, mußte gerade Matth. 25, 46. Wasser auf die Mühle sein, denn die Manichäer bekannten oder lehrten den Glauben an zwei g l e i c h e w i g e Grundwesen, deren eines im ewigen Lichte,

das andere in ewiger Finsternis wohnen sollte. Und wäre Augustinus ein noch schärferer Kopf gewesen, als er ohnehin war, er hätte sich die Gelegenheit nicht entgehen lassen, durch wörtliche Deutung der „ewigen Pein" im Gegensatze zum „ewigen Leben" für seinen festgewurzelten Manichäismus eine Lanze zu brechen. Wer sich aber nicht selbst für einen „Heiligen oder Schriftkundigen" und die Schrift, wenn ihr durch Buchstabenquälerei der Geist ausgetrieben worden ist, nicht mehr für „untrüglich" hält; wer sich, mit einem Worte, gedrungen fühlt, die Schrift „kritisch" zu lesen, der wird in der qu. Stelle entweder eine Corruption eines ursprünglich anderen Wortlautes oder, falls sie echt ist, eine Anbequemung des Herrn an eine landläufige Auffassungsweise seiner Zuhörer erkennen. Die großartige Allegorie des Weltgerichtes, die hier Christus seinen Jüngern vorträgt, ist ja nur ein Bild und mußte, um verstanden zu werden, aus der Zeitlichkeit ihre Bilder entlehnen, und wenn die „Pein" und das „Leben" der Gerichteten als etwas auch jenseits dieses Erdenlebens Fortdauerndes geschildert werden sollte, so boten sich die Epitheta „ewig" für beide Zustände im Gegensatze zu irdischer Qual und zu irdischem Leben von selbst an. Daß aber der Herr durch diese Epitheta überhaupt habe erhärten wollen, daß neben dem Reiche des ewigen Gottes ein unbesiegbares Reich der Finsternis und der Pein gleichberechtigt in Ewigkeit fortdauern, die Gottheit also gewissermaßen eine nie endende Beschränkung ihrer Allmacht erleiden werde, das können doch nur unkritische und durch den bloßen Buchstaben geknechtete Geister annehmen. Ich halte mich weder für einen „Heiligen und Schriftkundigen" à la Augustinus, noch für einen berufenen Meister der Exegetik, traue mir aber so viel Selbstständigkeit des Urtheils zu, daß ich mich durch alle „Heiligen und Schriftkundigen" in dieser meiner kritischen

Auslegung einer Schriftstelle nicht beirren lasse; ich bin kein Semit, und es widerstrebt meinem Gewissen, Gott zu einem unversöhnlichen und ewig zürnenden jüdischen Jehovah zu machen, blos damit der geschriebene, jeder Mißhandlung fähige Buchstabe sein Recht behalte. Ich mache auch hier *mein* Recht geltend, das ich aus dem Worte des Apostels herleite: „Prüfet alles und das Beste behaltet.“

Wer an eine ewige Verdammnis glaubt, der sinkt unbewußt zu einem Anhänger der Vielgötterei zurück, denn er spaltet den Ewig-Einen (das Ἑν και παν) in einen Gott des Lichtes und einen gleichmächtigen, ewigen Dämon der Finsternis; er schmuggelt den persischen Ormuzd und Ahriman in das Christenthum ein und thut dem Allmächtigen, wie ihn der Gekreuzigte gepredigt hat, zu Gunsten eines rivalisirenden Beelzebub Abbruch. Mit dem Begriffe eines Alles beherrschenden und den Tod und die Hölle in seinen Sieg verschlingenden Gottes ist für den logischen Denker ein ewiges Reich der Verdammnis absolut unvereinbar, da das Dogma von der letzteren die Allmacht Gottes beschränkt und einen unüberwindlichen Fürsten der Finsternis neben ihm auf den ewigen Thron setzt. —

* * *

Ich habe vielfach Vorliebe für Minoritäten gehabt, und bin im Laufe der Jahre von einem gewissermaßen mystischen Christenthum zu dem freieren Christenthum des Philosophen und zur Autonomie in Sachen des Glaubens vorgeschritten. Darüber haben denn pharisäische Denunzianten Zeter geschrieen und mich des Mangels an Ueberzeugungstreue bezichtigt. Diese sogenannte Ueberzeugungstreue ist mir im Lichte exakten Denkens aber mehr und mehr als eine oft thierische Eigenschaft erschienen; der Mensch kann *anständiger Weise einer Ueberzeugung nur so lange treu bleiben, als sie eben noch seine Ueberzeu-*

gung ist. Für eine *solche* Ueberzeugung rücksichtslos einzutreten und im Kampfe für dieselbe Gut und Leben nicht zu achten, ist heilige Pflicht, und der Tod, den der Ueberzeugungstreue für seine Sache stirbt, ist allemal ein Ehren- und Heldentod, selbst wenn der Gegenstand der Ueberzeugung ein Irrthum wäre. Wird aber eine Ueberzeugung durch wachsende Erkenntnis erschüttert und hört sie auf, meine eigene Ueberzeugung zu sein, dann wird gerade die *Untreue* gegen dieselbe zur *ethischen Pflicht* und zum *Gebote der Selbstachtung.* Das Rhinoceros wechselt *nie* die Ueberzeugung; bis zu seinem Tode folgt es immer denselben Instinkten.

Stets erschien es mir geschmacklos, irgend Jemanden wegen seiner religiösen Richtung anzugreifen, und ich habe für Orthodoxe und Freireligiöse, für Christen, Juden und Heiden gegen unduldsame Angreifer manche Lanze gebrochen. Dasselbe Maß von Duldsamkeit nehme ich aber auch für mich selbst in Anspruch. Es ist mir von vielen Seiten bewilligt worden; diejenigen aber, welche es nicht bewilligen wollen, welche sich gewöhnt haben, Alles nach dem eigenen, subjektiven Maßstabe zu messen, und mit ihrer behaupteten Liebe zu Gott sehr wohl den Haß und die Verdächtigung des lieben Nächsten vereinigen zu dürfen wähnen, mögen über diese anspruchslosen Blätter getrost die Essigsäure ihrer absprechenden Kritik ausgießen. Ich werde mir durch solche Angriffe die Nachtruhe nicht stören lassen und mich dankbar der Zustimmung meiner billig denkenden und objektiv urtheilenden Menschenbrüder erfreuen. Nichts ist unwürdiger in meinen Augen als die Lüge, als die conventionelle Lüge eines Schriftstellers, der, um sich nicht den Markt zu verderben, fein die Ohren spitzt und hinhorcht, aus welcher Ecke der Wind der öffentlichen Meinung gerade weht. Ich habe immer die redliche Absicht gehabt, wahr zu sein gegen

mich selbst und gegen das Publikum, das mir die Ehre erweist, mich zu lesen. Und sollte mir dieser Wahrheitstrieb von den Menschen hier und da verdacht werden, ich hoffe, daß der unbestechlichste Höchste mir denselben gutschreiben und dafür über manche meiner Schwächen und Gebresten gnädig hinwegsehen wird. Ab Jove principium! Mag Gott allen meinen Lesern ein frohes Herz und versöhnliche Gedanken schenken! —

* * *

Das Wort vom „praktischen Christenthum" war allen denen aus der Seele gesprochen, die des theologischen Haders und des Kulturkampfgeschreis schier überdrüssig geworden waren. Im Munde unchristlicher Zeloten bekommt aber auch dieses Wort eine unangenehme Klangfarbe; wenn sie es drohend und kampfbereit ertönen lassen, denkt man sofort an die flammenden Holzstöße der Inquisition. Der verfolgungssüchtige Eiferer, auch wenn er einmal von christlicher Liebe salbungsvoll spricht, ähnelt dem wilden Pfau in Indien, dessen Schrei meist die Nähe eines blutdürstigen Tigers verkündet. —

* * *

Wunderbare Heilige giebt es auf der Welt. Da predigen Rüpel eine Besserung der Sitten; da eifern Preßflegel gegen das Banditenthum der Journalistik, und sie selbst müssen sich gelegentlich wegen Verleumdung und Brutalität vor dem Strafrichter verantworten. Es ist, als ob Säufer für die Mäßigkeitsvereine Anhänger würben, als ob Spitzbuben einen Verein zum Schutze des Eigenthums gründeten.

* * *

Ich habe Gottfried Keller's Werke meist mit hohem Genusse gelesen, weil uns in denselben überall eine eigenartige, starke und Achtung gebietende Dichternatur entgegentritt. Zumal habe ich eine Vorliebe für die tüchtigen, von gesundem Realismus beseelten Söhne der freien Schweiz, und Keller ist durch und durch ein Sohn dieses gesegneten

Landes. Das schließt aber nicht aus, daß auch Keller gelegentlich einen Bock schießt, und ich denke, weder er noch seine Landsleute werden es mir übel nehmen, wenn ich auch an ihm die Wahrheit des Versleins exemplificire: „Quandoque bonus dormitat Homerus.“ In seiner Erzählung: „Frau Regel Amrain und ihr Jüngster“, die einen Bestandtheil seines mit Recht gepriesenen Buches: „Die Leute von Seldwyla“ bildet, findet sich folgende urkomische Stelle: „Wer freisinnig ist, traut sich und der Welt etwas Gutes zu und weiß mannhaft von nichts Anderem, als daß man hiefür einzustehen vermöge, während der Unfreisinn oder der Konservatismus auf Zaghaftigkeit und Beschränktheit gegründet ist. Diese lassen sich aber schwer mit wahrer Männlichkeit vereinigen.“ — Urkomisch nannte ich diese Stelle, denn sie ist ein wahrer Rattenkönig von Verwechselungen und Absurditäten, und man kann sich diesen blühenden Gallimathias in einem sonst tüchtigen und ernsthaften Werke nur erklären, wenn man berücksichtigt, daß das Buch in seiner ersten Auflage schon 1856 erschienen, wahrscheinlich also schon 1855 geschrieben worden ist, zu welcher Zeit der Autor ca. 35 Jahre alt war. Mit 35 Jahren kann man ein Dichter, ein geschickter Erzähler und Fabulirer, kurz alles Vortreffliche sein, nur nicht ein erfahrener, abgeklärter Politiker. Dies beweist uns Keller zur Evidenz. Die Verwechselung von Freisinnigkeit mit dem politischen Allerweltsliberalismus der Mitte unseres Jahrhunderts ist geradezu kindlich, die Identificirung von Konservatismus mit Unfreisinn der höhere Nonsens. Daß es einen freisinnigen Konservatismus giebt, und daß dieser recht eigentlich die Signatur der aufgeklärten, reifen Köpfe ist, daran hat der jugendliche, brave Schweizer damals noch gar nicht gedacht; befangen in dem Wahne aller unklaren Weltverbesserer, die entleerten Hülsen der politischen Schlag-

wörter rüstig noch einmal durchdreschend und in den alten, ausgetretenen Geleisen der gedankenlosen Stimmherde gedankenlos weiter marschirend, spricht er — schnell fertig ist die Jugend mit dem Wort — dem Konservatismus die Mannheit und den Weitblick ab und nennt ihn zaghaft und beschränkt. Der vortreffliche Keller ist in der angeführten Erzählung noch der naiven Ansicht, daß mit den bloßen Worten „konservativ" und „liberal" schon ein positiver Inhalt gegeben sei, und er vergißt, daß diese Parteibezeichnungen erst durch Zeit und Verhältnisse einen bestimmten und oft grundverschiedenen Sinn erhalten. Der Freisinn wird konservativ, wenn er durch Roheit und Blutgier der entfesselten Bestialität in Frage gestellt wird, und der Konservative wird zum Revolutionär, wenn ein verwässerter, pharisäischer Liberalismus die Herrschaft übt und das Volk um seine edelsten sittlichen Güter betrügen will. Jener Konservatismus der „Pfaffen und Junker", den der jugendliche Schweizer wohl im Sinne gehabt hat, ist gar kein Konservatismus; er ist vielmehr ein reaktionärer Radikalismus, der, wenn es sein könnte, mit Kerker und Holzstoß auch den echten Konservatismus bedrohen würde.

Wenn Keller auf Seite 156 derselben Erzählung ausruft: „sei Einer so tapfer und resolut, als er wolle, wenn er nicht vermag freisinnig zu sein, so ist er kein ganzer Mann" — so stimmen wir in unserem Sinne diesem Ausrufe bei, nicht aber im Sinne Keller's, der unter Freisinn den Liberalismus im Gegensatze zum Konservatismus versteht.

Die Gedankenconfusion des schweizerischen Schriftstellers ist in diesem Punkte eine vollkommene. Es ist eben so, als wollte er urbi et orbi verkünden: nur ein Mann mit blauen Augen ist ein ganzer Mann; ein Mann mit braunen Augen ist verzagt und beschränkt." Denn die geistige Richtung zum Reformiren des Unvernünftigen oder

zum Erhalten des Vernünftigen ist meist eine angeborene. Ist sie aber nicht angeboren, dann wird der Durchschnittsmensch gewöhnlich in seiner Jugend zur Reform, in seinem Alter zur Vertheidigung des Reformirten neigen, und wer dem Menschen daraus einen Vorwurf machen will, der kann mit demselben Rechte behaupten: nur junge Männer sind beherzt und verständig, ältere Männer sind allemal zaghaft und bornirt und müssen nach der Vorschrift des Baccalaureus (Faust II. Theil) todtgeschlagen werden. —

Heute mag Keller mit einer Art von Beschämung auf diese jugendlichen Offenbarungen politischer Unreife blicken; thut er dies aber nicht, dann wäre er zwar immer noch der achtungswerthe Dichter, aber im Uebrigen der Mann ohne staatsmännische Einsicht. In einer Zeit, die sich mit neuen Gesetzen überstürzt und am liebsten das Historisch Gewordene, statt es organisch weiter zu bilden, revolutionär atomisiren und zu einem amorphen Urbrei zersetzen möchte; in einer Zeit, wo jeder Handwerkslehrling mit seinem fadenscheinigen Liberalismus Staat macht und die liberalen Phrasen den letzten Rest des gesunden politischen Denkens, des wahren Freisinns, fortzuschwemmen drohen; wo jeder Dummkopf durch das Nachplärren liberaler Schlagwörter schon zum beachteten Manne wird und auf den Beifall des großen Haufens rechnen kann: in solcher Zeit gehört mehr Muth und Mannheit dazu, mit der entschlossenen, zielbewußten Minorität des konservativen Freisinns zu gehen, als in den Chor des die Marseilläse des Fortschritts brüllenden großen Haufens einzustimmen. Mir fällt hier ein Wort Heinrich Heine's ein, das dem Deïsmus und Atheismus gilt, und das ich mit einigen Aenderungen für den vorliegenden Fall solcherweise verwerthen könnte: So lange liberale Doktrinen noch Geheimgut einer Aristokratie von Geistreichen blieben und in einer vornehmen Koterie-Sprache besprochen wurden,

welche den Bedienten, die aufwartend hinter uns standen, während wir bei unseren politischen Petits-Soupers frondirten, unverständlich waren — so lange gehörte ich wohl auch zu den leichtsinnigen Esprits forts, wovon die Meisten jenen liberalen Grands-Seigneurs gleichen, die kurz vor der Revolution mit den neuen Umsturzideen die Langeweile ihres müßigen Hoflebens zu verscheuchen suchten. Als ich aber merkte, daß die rohe Plebs, der Jan Hagel, ebenfalls dieselben Themata zu diskutieren begann in seinen schmutzigen Symposien, wo statt der Wachskerzen und Girandolen nur Talglichter und Petroleumlampen qualmten; als ich sah, daß Schmierlappen von Schuster- und Schneidergesellen in ihrer plumpen Herbergsprache die Majestät eines starken Königthums zu besudeln sich unterfingen — als der Liberalismus anfing, sehr stark nach Käse, Branntwein und Tabak zu stinken: da gingen mir plötzlich die Augen auf, und was ich nicht durch meinen Verstand begriffen hatte, das begriff ich jetzt durch den Geruchssinn, durch das Mißbehagen des Ekels, und mit meinem Liberalismus hatte es, Gottlob!, ein Ende. Um die Wahrheit zu sagen, es nochte nicht blos der Ekel sein, der mir die Grundsätze der liberalen Manchestermänner, der Fortschrittler und Majoritätenschwärmer verleidete; es war hier auch eine gewisse weltliche Besorgnis im Spiel, die ich nicht überwinden konnte; ich sah nämlich, daß ein gewisser Parlamentarismus ein mehr oder minder bewußtloses Bündnis geschlossen mit der schauderhaft nacktesten, ganz feigenblattlosen, kommunen Sozialdemokratie. Meine Scheu vor der letzteren hat wahrlich Nichts gemein mit der Furcht des Glückspilzes, der für seine Kapitalien zittert, oder mit dem Verdruß wohlhabender Schlotjunker, die in ihren Ausbeutungsgeschäften gehemmt zu werden fürchten; nein, mich beklemmt vielmehr die geheime Angst des Künstlers und des Gelehrten, die wir unsere ganze

moderne Civilisation, die mühselige Errungenschaft so vieler Jahrhunderte, die Frucht der edelsten Arbeiten unserer Vorgänger, durch den Sieg der Majoritätentyrannis bedroht sehen.

So ungefähr könnte ich Heine's „Geständnisse" travestiren, und ich würde nahezu das ausdrücken, was mir die Bestrebungen des banalen Allerweltsliberalismus verdächtig und anwidernd macht. Je zahlreicher seine Anhänger sind, je mehr seine Jünger durch Quantität, und nicht durch Qualität, zu imponiren suchen, je leidenschaftlicher die Gegner verbaliter und realiter bedroht erscheinen, um so mehr Muth und Entschlossenheit gehört dazu, sich offen zu anderen Grundsätzen zu bekennen. Wenn Gottfried Keller dies zu übersehen vermochte, so will ich gern zu seinen Gunsten in Anschlag bringen, daß er ein Schweizer und kein Deutscher ist. Bei uns liegen die Sachen denn doch ein wenig anders, und ein Schweizer darf seine Aussprüche, die vielleicht eine lokale Berechtigung haben, nicht verabsolutiren, nicht für allgemein gültig erklären, denn dann werden sie leicht absurd. Wir Deutsche haben mehr Dinge, die des Erhaltens werth sind, als die Bürger der kleinen Schweiz mit ihren Ausnahmeverhältnissen. Wir haben eine uralte, neu vergoldete Kaiserkrone, die wir erhalten wollen. Ohne ein starkes Königthum, das uns groß gemacht hat, wollen und können wir nicht gedeihen. Wir haben ein Heer zu konserviren, dessen Blut in reichen Strömen für unseren nationalen Bestand geflossen ist, und ohne dessen schneidigen Schutz wir uns nicht selbstständig behaupten könnten; wir sind kein Garantieländchen, wie die Schweiz, die unter dem Schutze Europa's steht; s e l b s t müssen wir uns vertheidigen und das Recht der Existenz mit dem Schwert in der Hand gegen jeden Feind beweisen. Dies ist unser gebotener, patriotischer Konservatismus. Aber es ist kein Konservatismus intoleranter „Pfaffen" oder feudaler

„Junker“, kein Konservatismus, der gegen einen organisch entwickelten Fortschritt eifert, kein Konservatismus, der die freie Forschung der Wissenschaft, den wirthschaftlichen Aufschwung des Landes, die ökonomische Erlösung des armen Handarbeiters knebeln und ersticken will. Es ist ein freisinniger Konservatismus, der uns von der schmählichen Herrschaft der liberalen Phrase, der manchesterlichen Lüge und der reaktionären Heuchelei zu erlösen hat.

Ich denke, hochverehrter Herr College Keller, einen solchen Konservatismus werden Sie fernerhin mit „Unfreisinn“ nicht mehr verwechseln wollen? —

* * *

Im Jahre 1850 marschirten die Konservativen geschlossen hinter einem Münchener Juden, der sich zu ihrem Führer und Sprecher aufgeworfen hatte; freilich war dieser Jude schon als Student zur evangelischen Kirche übergetreten, hatte damit aber seine Rasseneigenthümlichkeiten doch unmöglich abwerfen können. Ich habe gegen die Persönlichkeit Stahl's und gegen seine Schriften nichts einzuwenden; seine Person habe ich nie kennen gelernt, und seine Schriften nie gelesen. Protestirt habe ich nur gegen sein bekanntes Wort: „Die Wissenschaft bedarf der Umkehr“, wenngleich ich zu Gunsten Stahl's noch heute annehme, daß er einen diskussionsfähigen Gedanken absichtlich in das Gewand eines Oxymorons gekleidet hat. Auch seine Parole: „Autorität, nicht Majorität“, die gewiß einen gesunden Kern enthält, ist unglücklich gefaßt und führt den Anhänger derselben aus dem Regen in die Traufe. „Nicht Majorität!“ — das unterschreibe ich, denn unter hundert zufällig zusammengewürfelten Urwählern wird sich Vernunft, Talent, Genie, Charakter gewiß immer in einer ängstlichen Minorität befinden, und das Schicksal, alle wichtigeren Menschheitsfragen einfach durch Abstimmungen nach dem Prinzipe der

Stimmenmehrheit entscheiden zu müssen, wäre ein unerträgliches und gliche einem verhängnisvollen Fluche. Setzen wir aber Autorität an Stelle der Majorität, so haben wir wirklich nichts gewonnen. Das Wort „Autorität" ist schon an und für sich ein deutungsfähiges; es ist ein dehnbarer Begriff und hat Kautschuknatur. Es kann Glaubwürdigkeit bezeichnen, Würde und Ansehen, aber auch gesetzmäßige Macht und Gewalt; es involvirt mehr den Begriff des Zwanges, als den der freien Entschließung. Zudem maßt sich jede Gewalt Autorität an; wo aber ist das Forum, das über die Begründung solcher Ansprüche entscheidet? Die Dogmen der christlichen Kirche beanspruchen nicht weniger Autorität, als die des Islam und des Lamaïsmus; der heilige Stuhl hat die Forderung der Autorität bekanntlich so auf die Spitze getrieben, daß er unfehlbar zu sein behauptet. Die Herrschaft der Jakobiner maßte sich dieselbe Autorität an, wie das Synedrium in Jerusalem, das den Erlöser zum Kreuzestode verurtheilte; auch die Petroleumhelden und Geiselmörder des Kommüneaufstandes kleideten sich in das Gewand der Autorität und verlangten Gehorsam von den terrorisirten Pariser Bürgern. Autorität läßt sich oft nicht erzwingen; oft wird sie freiwillig zugestanden durch jene öffentliche Meinung, die allermeist nur ein Kind der Majorität, d. h. der Dummheit ist. Die nichtswürdigsten Charlatane der Welt haben Autorität genossen und geübt, und wer uns mit dem bloßen Worte „Autorität" einen Wegweiser errichten will, der wird uns oft in den Sumpf schicken, aus dem uns nur ein anderes Prinzip erretten kann. Es ist ja immer mißlich, eine Summe von Regeln und Vorschriften in ein einziges Wort zusammenzufassen, denn oft kommt dabei nur eine Paradoxie oder Amphibolie heraus; wenn man aber das Stahl'sche Diktum zeitgemäß für die konservative Partei verbessern wollte, so wäre es

vielleicht richtiger, zu sagen: „Vernunft, nicht Majorität!“ denn hier wäre eine wirkliche Antithese gegeben, da sich Majorität meist mit Unvernunft identificiren läßt. Man soll in der That die Richtigkeit einer politischen Doktrin nicht nach Abstimmungen, sondern am Probirstein der Vernunft prüfen, und je mehr das lautere Gold auf diesem Probirstein an den Tag tritt, um so kräftiger wird meist die Majorität gegen die geprüfte und als vollwichtig befundene Doktrin ihre Stimme erheben. Schiller hat demselben Gedanken in dem bekannten Verse Worte geliehen:

„Man soll die Stimmen wägen und nicht zählen.“

Das Prinzip der Vernunft muß überall zur Geltung kommen, und auf die Gefahr hin, absichtlich falsch verstanden und verleumdet zu werden, füge ich hinzu: nicht nur im politischen Leben, sondern auch im kirchlichen. Nur böser Wille wird behaupten können, daß ich hier für eine Vernunftreligion plädirt habe. Ich hasse allen sogenannten Rationalismus, der den heilkräftigen Extrakt des Glaubens mit seinen Verstandesoperationen verwässert und eine abgestandene Bettelsuppe daraus macht, die einen rechtschaffenen Seelenhunger nicht mehr zu stillen vermag. Und dennoch soll auch bei Befriedigung unserer metaphysischen Bedürfnisse die Vernunft nicht außer Cours gesetzt werden. Das „credo quia absurdum“ kann für uns keine Giltigkeit mehr haben. Kant sagt in einer Fußnote zu seiner „Kritik der reinen Vernunft“: „Unser Zeitalter ist das eigentliche Zeitalter der Kritik, der sich alles unterwerfen muß. Religion, durch ihre Heiligkeit, und Gesetzgebung durch ihre Majestät wollen sich gemeiniglich derselben entziehen. Aber alsdann erregen sie gerechten Verdacht wider sich, und können auf unverstellte Achtung nicht Anspruch machen, die die Vernunft nur demjenigen bewilligt, was ihre freie und öffentliche Prüfung hat aushalten können!“ Dies ist ein

königliches Denkerwort, an dem sich nicht deuteln und nicht mäkeln läßt, und ein Kirchenthum, das der menschlichen Vernunft ins Gesicht schlägt, hat keine Aussichten, die Herzen der Heilsbegierigen und sich nach innerer Erlösung Sehnenden zu gewinnen. „Vernunft, nicht Majorität!" Dieser Satz sollte auch von den Kanzeln gepredigt werden. Wenn die Kanzel nur die Autorität für sich in Anspruch nimmt, der Vernunft aber mitzureden nicht gestattet, dann wird sie keinen Sieg über die versprengte und planlos umher irrende Herde davontragen. Das wahre Christenthum hat die Vernunft als Bundesgenossen anzuerkennen; es ist mit ihr identisch; es ist das Reich der Vernunft, d. h. das Reich Gottes. Die Vernunft läßt manche Frage offen, die jenseits der Erkenntnisgrenzen nur im Gebiete des ahnungsreichen Glaubens beantwortet wird; das ist aber nicht *wider* die Vernunft, sondern gerade *vernunftgemäß*. Kant eröffnete die erste Auflage seiner „Kritik der Vernunft" vom Jahre 1781 mit den bemerkenswerthen Worten: „Die menschliche Vernunft hat das besondere Schicksal in einer Gattung ihrer Erkenntnisse: daß sie durch Fragen belästigt wird, die sie nicht abweisen kann; denn sie sind ihr durch die Natur der Vernunft selbst aufgegeben, die sie aber auch nicht beantworten kann, denn sie übersteigen alles Vermögen der menschlichen Vernunft." Hierin liegt schon die Anerkennung, daß Religion und Vernunft, Glauben und Wissen einander niemals befehden; die Religion, der Glaube, sind nur die größeren Kreise, in denen die kleineren Kreise der Vernunft, des Wissens, voll enthalten sind.

Möchte der Konservatismus immer mehr den Bestrebungen Derer entgegenwirken, die das Recht der menschlichen Vernunft, überall zum Wort zu kommen, verdunkeln wollen und dafür nur auf ihre eigene vermeintliche Autorität oder auf die Autorität anderer ihnen befreundeter oder congenialer

Personen hinweisen; mit bloßer Autorität, wenn sie die Vernunft zum Schweigen bringt, lockt man wohl noch Hunde vom Ofen, man bringt damit aber kein vernünftiges Wesen von thörichten Pfaden zurück auf einen besseren Weg. Fort mit Autorität und Majorität! und hoch die menschliche Vernunft, die das innerhalb ihrer Competenz Liegende selbstständig prüft und schlichtet, und jenseits dieser Schranke gläubig und hoffend auf Den vertraut, ohne dessen Willen kein Sperling vom Dache fällt! —

* * *

In den meisten guten, alten, deutschen Familien wird vor der Mahlzeit ein lautes oder stilles Tischgebet gesprochen, und wo dieser Brauch abhanden gekommen sein sollte, da sollte man ihn wieder einführen. Ich habe über diesen Punkt so verschiedene und himmelweit auseinandergehende Urtheile gehört, daß ich meine eigene, unmaßgebliche Ansicht hier kurz geben will.

Durch das Gebet sollen wir nicht die Gottheit zu uns herunter ziehen und ihr unsere kleinen, irdischen Anliegen und Wünsche vortragen; dies wäre ein unehrerbietiges und aussichtsloses Unternehmen; wir wollen uns vielmehr im Gebete zur Gottheit emporschwingen, das irdische Treiben und unser Sorgen und Seufzen vergessen und aus dem Born des Ewigen hohe und unvergängliche Gedanken schöpfen. Gott um eine Mahlzeit zu bitten, wäre sicher verkehrt; wer essen will, der arbeite zuvor; aber die Mahlzeit durch ein kurzes Gebet zu segnen und sich dabei zu erinnern, daß wir das Mahl doch nicht der eigenen Kraft, sondern Dem verdanken, der die Quelle aller Kraft ist, das erscheint mir lobens- und empfehlenswerth. Durch das Gebet wird das Mahl geheiligt; die Tischunterhaltung gewinnt an Würde und Weihe; der rein thierische Akt der Assimilation wird gehoben, geadelt. Wer mit an meiner Familientafel speist,

der muß sich auch dem Brauche des Tischgebetes fügen. Anders verhält es sich mit einer größeren Festtafel. Wäre ich so gesund und so vermögend, um Dutzende von Gästen an meinen Tisch zu laden, dann würde ich dem lauten Tischgebete für diesen Fall entsagen und mir nur ein stummes, privates Gebet gestatten. Dies wäre keine Feigheit, als schämte ich mich meines Brauches vor den Gästen, sondern es wäre eine Rücksichtnahme gegen die Geladenen, deren metaphysische Bedürfnisse mir nicht immer bekannt sind und denen ich keinen Zwang auferlegen möchte.

Das Gebet im Allgemeinen betreffend mag noch folgender Fall erwähnt sein. Ein mir befreundeter Gutsbesitzer hatte seine Gattin verloren und erzählte mir in Gegenwart eines Landgeistlichen, wie er Tage und Nächte lang Gott in heißem Flehen um die Erhaltung des theuren Wesens gebeten hätte, und wie all sein Seufzen und Beten doch nun vergeblich gewesen wäre. Der Landgeistliche glaubte sich zu dem Einwande berechtigt, daß mein Freund nicht in genügend festem Glauben gebetet haben müßte, denn nach seiner Ansicht und Erfahrung könnte man Gott durch ein gläubiges Gebet zur Erfüllung jeder Bitte zwingen. Ich habe im Namen eines besser erleuchteten Predigerstandes und im Namen der einsichtigeren Christenheit auf das Schwärmerische, Verkehrte und geradezu Sündhafte einer solchen Ansicht entschieden hingewiesen. Wohl mögen wir Gott um die Erhaltung eines bedrohten theuren Lebens anrufen, aber wir müssen doch auch in so schmerzlicher Lage sprechen lernen: nicht mein, sondern Dein Wille geschehe! Nimmt uns der Herr den leidenden Lieben, so hat es uns also nicht am rechten Glauben gefehlt, sondern Gott hat nur seinen heiligen und allzeit besten Willen geschehen lassen, und wir haben in gläubigem Gebete die Kraft zu suchen, um uns ergeben und gehorsam in diese Schickung des

Höchsten zu fügen. Das Gebet des Herrn, ein erhabenes, für alle Fälle passendes Paradigma, kennt nur eine Bitte um irdisches Gut, die Worte: „unser tägliches Brot gieb uns heute!" — und Luther erläutert diese Worte sehr richtig dahin: „Gott giebt das tägliche Brot auch wohl ohne unsere Bitte allen bösen Menschen, aber wir bitten in diesem Gebet, daß er's uns erkennen lasse und wir mit Danksagung empfangen unser täglich Brot." In der That, dies ist der einzige Weg, zum Verständnis dieser Bitte zu gelangen, ohne diese Deutung böte sie eine der größten Dunkelheiten und wäre geeignet, den wunderbaren Ansichten jenes Landgeistlichen Vorschub zu leisten. —

* * *

Der Konservatismus von heute muß national-fortschreitend sein, oder er ist aussichtslos. Dies ist kein Paradoxon. Alles, was still steht, wird faulig; Bewegung ist das Prinzip des Lebens. Eine Bewegung nach rückwärts wäre eine unkluge, gefährliche und verdammenswerthe Reaktion; es bleibt nur die Bewegung nach vorwärts, also die fortschreitende. Aber diese Vorwärtsbewegung muß eben konservativ sein, d. h. sie muß das zu Recht Bestehende, Nothwendige erhalten, das Veraltete umformend erneuern; sie muß national sein, d. h. sie darf den Lehren der vaterländischen Geschichte nicht ins Antlitz schlagen, sie muß die deutsche Treue gegen das angestammte Fürstenhaus und dessen segensreiche Machtfülle höher schätzen als die doktrinären Postulate einer englischen Majoritätsdoktrin oder einer französischen Menschenrechte-Tirade. Wenn ein solcher national-fortschreitender Konservatismus das praktische Christenthum auf seine Fahne schreibt, sich dabei aller Unduldsamkeit, jedes Gewissenszwanges und aller rein theologischen Zänkereien und Spitzfindigkeiten enthält und die Gefahr vermeidet, einem exclusiven, herrschsüchtigen, intole-

ranten Kirchenthume die Führerschaft zu überlassen, so wird er in Deutschland sehr bald den großen, kernfesten und kerngesunden Mittelstand und das Gros der im Tagelohn arbeitenden Menschenklasse zurückerobern und den demagogischen Gelüsten des Umsturzes ein jähes Ende bereiten.

Die Wissenschaft kann ihre Lehrsätze verbessern, der gewonnenen vermehrten Erkenntnis gemäß umformen oder durch ganz neue Erfahrungen ersetzen; immer aber wird sie an ihren Axiomen festhalten, denn ein Axiom ist ein unveränderlicher Eck- und Grundstein in ihrem Bau, ein durch bloße Anschauung gegebener, unbestreitbarer, an und für sich jedem Zweifel entrückter Grundsatz. So giebt es auch für den denkenden Politiker Axiome, die über aller Diskussion stehen. Das starke Königthum der Hohenzollern war stets eine Segensquelle für die deutsche Nation; dies ist eine durch die Geschichte bewiesene, unleugbare Thatsache, ein sich durch bloße Anschauung und ohne weiteres Nachdenken ergebendes Axiom, das uns der Mühe überhebt, erst zu untersuchen, warum dies immer so gewesen ist. An diesem Axiom wird der politische Konservatismus festhalten und so wird er die Hauptquelle des Segens für unser Volk vor jeder Trübung und Verstopfung bewahren. —

* * *

Bis zu welcher Tollheit und barbarischen Bildungsfeindschaft ein anklagesüchtiges, aller Liebe entleertes Christenthum gelangen kann, das beweisen die Funken des bornirten Hasses, die trotz Humanität und Civilisation immer noch fortglimmen und gelegentlich emporzucken. Kein Mensch, selbst der höchste und edelste nicht, ist sicher vor dem verdammenden Urtheile eines pharisäischen Obskurantenthums, und der heuchlerisch-stupide Ostracismus der Pseudochristen hält für die ersten Geister der Nation immer noch seine Scherben bereit. Da wagte im Jahre 1882 ein deutsches

Blatt an hervorragender Stelle folgende Spekulation auf die rohe Einfalt des Lesers: „Heut' sind es 50 Jahre, daß zu Weimar der „Altmeister deutscher Dichtkunst“ im 83. Lebensjahre starb. So viel Menschen es giebt, die, auf die Bezeichnung „gebildet“ Anspruch machend, Goethe kennen (oder auch nicht) — so verschieden sind die Urtheile über ihn, während der gläubige Christ nur das Eine festzuhalten hat: Goethe war kein Christ, sondern Pantheist. Unter der Firma: in jeder Blume, jedem Steine, jedem beseelten Wesen die Gottheit specificirt zu sehen, gelangte er schließlich zu dem Götzen des Ich, der in allen seinen späteren prosaischen Schriften zum Durchbruch kam. Einem reichen Frankfurter Patricierhaus entsprossen, war er in seiner Jugend wie im späteren Alter ziemlich leichtfertig, wofür natürlich von Seite seiner Anhänger und Verehrer die nöthigen Entschuldigungen heute noch nicht fehlen, obschon in einzelnen seiner Schriften, die wir zu Nutz und Frommen unserer Leser nicht einmal nennen wollen, die „derbkräftige Sinnlichkeit“ so stark aufgetragen ist, daß die „hohe königliche“ unsere ganze erste Auflage einheimsen würde, wollten wir solche „klassische“ Werke abdrucken. Nebenbei war der „Geisterfürst“ auch großherzoglich sächsischer Minister und Geheimrath, was auch nicht zu seinem Schaden ausfiel, indem es ihm neben einem anständigen Gehalt auch viele Orden und — sogar eine Audienz bei Napoleon I. eintrug, der ihn für „einen Menschen“ (c'est un homme) erklärte. Goethe's größte Dichtung, in welcher aber sein Materialismus auch am stärksten hervortritt, ist „Faust“ — seine schwächste „Götz von Berlichingen“, worin er einen adeligen Buschklepper zum Helden und Märtyrer für „Freiheit und Recht“ aufzubauschen suchte. Der Ehebruch wurde von Goethe literarisch und thatsächlich ziemlich stark kultivirt. Als Goethe am 22. März 1832 starb, waren seine letzten

Worte: Licht! mehr Licht! — Vielleicht waren ihm seine Dichtungen etwas „schwarz“ — à la Kaminfeger — vorgekommen.“

Solchen Schmutz durfte eine deutsche Zeitung auf das Grabmal des Dichters unsers „Faust“ häufen, gerade als sich die Nation zur würdigen Feier des fünfzigsten Jahrestages von Goethe's Tode festlich geeint hatte! Welch ein Laster ist doch die Langmuth unseres Lese-Publikums! Die Behauptung, daß Napoleon mit seinem „c'est un homme“ (wahrscheinlich muß es heißen: „Voilà un homme!“) Goethe als „einen Menschen“ bezeichnet habe, ist charakteristisch für die Reife des Verfassers einer solchen Schmähung, denn unverkennbar hat der Corse sagen wollen: „Dies ist ein Mann!“ Das Verständnis für diesen Unterschied muß eben einem Standpunkte fehlen, der in den Offenbarungen unseres Dichterheros nur „Kaminfeger-Poesieen“ sieht und gegen den Autor von Torquato Tasso, Iphigenie und Hermann und Dorothea die Anklage auf Gefährdung der Sittlichkeit erhebt. Man kann nur Pfui! ausrufen. Immer wieder aber zeigt es sich, daß sich Viele der Anerkennung unserer größten Geister nur aus Furcht vor der öffentlichen Meinung anschließen und daß sie, wenn in Zeiten erbitterter politischer oder religiöser Kämpfe sie die öffentliche Meinung genügend ins Schwanken gekommen wähnen, sofort bereit sind, die Maske der Bildung abzuwerfen, um das nackte Antlitz der Bestialität zu zeigen. —

* * *

Sowohl im Wege des spekulativen Denkens als im Wege des Naturerforschens gelangen wir immer an eine Grenze, über die sich unser Intellekt, und demgemäß auch das Ausdrucksmittel desselben, die Sprache, nicht hinüberzuschwingen vermag. Wenn Jemand irgend etwas erkannt, irgend einen neuen Gedanken gefunden zu haben und dafür nur keinen

rechten Ausdruck zu besitzen behauptet, so wird es uns erlaubt sein, ihn als an den Grenzen seiner Erkenntnisfähigkeit angelangt zu betrachten, wo das Reich des Wissens aufhört, und das Reich des Ahnens, der inneren Offenbarung oder des Glaubens, beginnt.

Der Philosoph des „Unbewußten" geräth im Abschnitt von der „Vorstellung oder Idee" an eine solche Grenze, wo der nebulose und verflatternde Gedanke vergeblich nach Gestaltung ringt. Herr von Hartmann sagt da von der Idee, daß, wenn sie von sich selbst ins Sein übergehen könnte, sie ja Potenz des Seins, also selbst Wille wäre. Andererseits könne aber die noch nicht ins Sein gesetzte Idee auch nicht schlechthin Nicht sein (οὐκ εἶναι), sonst könnte auch der Wille Nichts aus ihr machen; sie könne nur ein noch nicht im eminenten Sinne Seiendes (μη ὀν) sein. Wenn sie nun weder wirkliches Sein, noch Potenz des Seins, noch auch schlechthin Nichts sein soll, was bleibt dann übrig? Diese Frage, die sich der Philosoph selbst stellt, beantwortet er wörtlich also: „Es fehlt der Sprache zur Bezeichnung dieses Begriffes jedes geeignete Wort; am ehesten könnte man diesen Zustand noch als latentes Sein bezeichnen u. s. w."

Wir haben hier die völlige Umkehrung des bekannten Ausspruchs Mephistos:

Denn eben wo Begriffe fehlen,
Da stellt ein Wort zur rechten Zeit sich ein;

der Philosoph behauptet, daß im vorliegenden Falle nur die Worte fehlen, der Begriff aber klar und scharf vorhanden sei.

Im weiteren Verlauf der Sache äußert er sich noch folgendermaßen: „Diese Mangelhaftigkeit des Ausdrucks, „welche durch vergebliches Ringen mit den Grenzen der „Sprache entsteht, beeinträchtigt aber keineswegs das Resul„tat, daß die Idee vor ihrem Hineinziehen in den Strudel

„des Seins durch den zum Sein erhobenen Willen in „einem relativ nicht seienden Zustand gedacht werden muß, „welcher erhaben über das aus der Cooperation von Wille „und Idee hervorgehende reale Sein (d. h. überseiend), in „diesem überseienden Sinne als ein potenzfreies (also auch „wesenloses) verborgenes, stilles, lauteres Sein gedacht „werden muß.“

Vor allem gratulire ich Jedem, der beim ersten Durchlesen dieses Passus sofort über die Natur dieses nicht seienden und dennoch seienden, also relativ seienden, latenten Seins ins Klare kommt; ich meinestheils gestehe, daß ich längere Zeit gebraucht habe, um zu verstehen, was der Philosoph eigentlich will, und daß ich mich schließlich, als ich ihn verstanden zu haben glaubte, an ähnliche Unklarheiten Schellings und Hegels erinnerte, ohne gerade im Verständnis gefördert zu werden. Dann aber möchte ich mir zu bemerken gestatten, daß uns hier der Glaube an nicht minder dunkle und geheimnisvolle Dinge zugemuthet wird, wie sie, falls sie von irgend einer Kirche dogmatisch aufgestellt werden, als gegen den gesunden Menschenverstand verstoßend der Rationalismus zu verspotten pflegt. Oder ist etwa für den gesunden aber einfachen Sinn ein so großer Unterschied zwischen diesem nicht seienden und dennoch seienden Sein und der ersten besten geheimnisvollen Grundlehre irgend welchen religiösen Systems? Ich gestatte mir hier durchaus keinen Rückschluß von der Mangelhaftigkeit des Ausdrucks auf die Correctheit des Gedankens, und konstatire nur die Thatsache, daß wir im Wege der Gedankenspeculation stets an eine Grenze kommen, wo wir zu stammeln anfangen und unser Latein (so zu sagen) in die Brüche geht.

Ein Gleiches begegnet uns auf dem Pfade der Naturerforschung, und die Kurzsichtigkeit jener sich weise dünkenden

aber durch und durch thörichten naturwissenschaftlichen Fanatiker, welche durch Waage und Mikroskop die letzten kosmologischen Fragen lösen zu können hoffen, wirkt noch beschämender als irgend ein verrotteter, religiöser Aberglaube. Schon Schopenhauer sagte: „die Materialisten bemühen sich zu zeigen, daß alle Phänomene, auch die geistigen, physisch sind: mit Recht; nur sehen sie nicht ein, daß alles Physische andererseits zugleich ein Metaphysisches ist." In seinem „Welt als Wille" spricht er im zweiten Buche („die Objectivation des Willens") von den Naturwissenschaften und äußert sich da also: „Mechanik, Physik, „Chemie lehren die Regeln und Gesetze, nach denen die „Kräfte der Undurchdringlichkeit, Schwere, Starrheit, Flüssig„keit, Cohäsion, Elasticität, Wärme, Licht, Wahlverwandt„schaften, Magnetismus, Elektricität u. s. w. wirken, d. h. „das Gesetz, die Regel, welche diese Kräfte in Hinsicht auf „ihren jedesmaligen Eintritt in Zeit und Raum beobachten; „die Kräfte selbst aber bleiben dabei, wie man sich auch „geberden mag, qualitates occultae. Denn es ist eben „das Ding an sich, welches, indem es erscheint, jene Phä„nomene darstellt, von ihnen selbst gänzlich verschieden, zwar „in seiner Erscheinung dem Satz vom Grund, als der „Form der Vorstellung, völlig unterworfen, selbst aber nie „auf diese Form zurückzuführen, und daher nicht ätiologisch „bis auf das Letzte zu erklären, nicht jemals vollständig zu „ergründen; zwar völlig begreiflich, sofern es jene Form „angenommen hat, d. h. sofern es Erscheinung ist; seinem „inneren Wesen nach aber durch jene Begreiflichkeit nicht „im Mindesten erklärt."

An anderer Stelle spricht der große Pessimist von der reinen Mathematik und der reinen Naturwissenschaft a priori, und meint, daß nur in diesen Wissenschaften die Erkenntnis keine Dunkelheit finde und nicht auf das Unergründliche

(Grundlose d. i. Wille) auf das nicht weiter Abzuleitende stoße. „Andererseits aber" — fährt er fort — „zeigen „uns diese Erkenntnisse weiter nichts, als bloße Verhältnisse, „Relationen einer Vorstellung zur andern, Form ohne allen „Inhalt. Jeder Inhalt, den sie bekommen, jede Erscheinung, „die jene Formen füllt, enthält schon etwas nicht „mehr vollständig seinem ganzen Wesen nach „Erkennbares, nicht mehr durch ein Anderes „ganz und gar zu Erklärendes, also etwas „Grundloses, wodurch sogleich die Erkenntnis an Evidenz „verliert und die vollkommene Durchsichtigkeit einbüßt." Wiederum heißt es in demselben Abschnitte, daß die Aetiologie den Erscheinungen ihre Stelle in Zeit und Raum bestimme, nach einem Gesetze, dessen bestimmten Inhalt die Erfahrung gelehrt hat, dessen allgemeine Form und Nothwendigkeit jedoch unabhängig von ihr uns bewußt werde. „Ueber das innere Wesen irgend einer jener Erscheinungen" — so wird wörtlich hinzugefügt — „erhalten wir dadurch „aber nicht den mindesten Aufschluß; dieses wird Naturkraft genannt und liegt außerhalb des Gebiets der ätiologischen Erklärung, welche die unwandelbare Constanz des „Eintritts der Aeußerung einer solchen Kraft, so oft die „ihr bekannten Bedingungen dazu da sind, Naturgesetz „nennt. Dieses Naturgesetz, diese Bedingungen, dieser Eintritt in Bezug auf bestimmten Ort zu bestimmter Zeit, „sind aber Alles, was sie weiß und je wissen kann. Die „Kraft selbst, die sich äußert, das innere Wesen der nach „jenen Gesetzen eintretenden Erscheinungen, bleibt ihr ewig „ein Geheimnis, ein ganz Fremdes und Unbekanntes, sowohl „bei der einfachsten, wie bei der complicirtesten Erscheinung."

Mag es uns nicht gereuen, wenn wir dem Philosophen hier längere Zeit das Wort gelassen haben, denn dasjenige, was dadurch erhärtet werden soll, ist von der größten

Wichtigkeit für uns. Wir gewinnen aus den gemachten Anführungen die Ueberzeugung, daß einem der schärfsten und eigenartigsten Denker des Jahrhunderts nicht nur die Grenzen des speculativen Denkens, sondern auch die der Naturerforschung klar vor Augen standen und als unverrückbare und durch keine Operation wegzuschaffende erschienen sind.

Nun giebt es freilich eine Gattung flacher Naturwissenschaftler und berauschter Aufklärungsbeflissener, denen vielleicht die eingehendere Betrachtung rückgebildeter Medusenknospen, die Erforschung von Tubularia-Polypen, die Bewunderung der Millionen mikroskopischer Nesselkapseln an den Tentakeln einer grünlich schillernden Actinie derart zu Kopf gestiegen ist, daß sie in schnellfertiger Vermessenheit allen philosophischen Bestrebungen das Urtheil sprechen und der Naturwissenschaft allein die Befähigung zuerkennen, das letzte Räthsel der Sphynx zu lösen. Die Aermsten! Sie sind es, welche Schopenhauer verächtlich „Apothekerlehrlinge" genannt und denen er zahlreiche seiner klassischen und drastischen Schimpfereien gewidmet hat. Aber tausende aus der Sippe des bildungsbeflissenen Philisteriums haben dem Evangelium dieser himmelstürmenden Helden vom Mikroskope und vom Schmelztiegel ihr Ohr geliehen und sich gegen die Warnungen des Philosophen verstockt. Da wirkte es denn wie ein befruchtender Regen nach langer Dürre, als einer der ersten und bekanntesten Physiologen das Wort ergriff und die Grenzen des Naturerkennens auch seinerseits laut und deutlich bezeichnete. Die Rede Dubois Reymonds in der Versammlung deutscher Naturforscher und Aerzte in Leipzig war eine erlösende That, und ihre Consequenzen sind von nicht zu unterschätzender Bedeutung für Jeden, der in der Verschmelzung von Glauben und Wissen die Panacee sieht, welche die Welt aus dem Irrsal des Klassenkampfes, der genußsüchtigen Unzufriedenheit und der mit dem Jenseits auch das

Diesseits in den Koth tretenden nihilistischen Verzweiflung erretten kann.

Der große Gelehrte bezeichnet unser Naturerkennen als eingeschlossen zwischen den beiden Grenzen, welche einerseits die Unfähigkeit, Materie und Kraft, andererseits das Unvermögen, geistige Vorgänge aus materiellen Bedingungen zu begreifen, ihm ewig vorschreiben. „Nicht mehr als im Verstehen von Kraft und Materie“ — sagt er — „hat im „Verstehen der Geistesthätigkeit aus materiellen Bedingungen „die Menschheit seit zweitausend Jahren, trotz allen Ent„deckungen der Naturwissenschaft, einen wesentlichen Fort„schritt gemacht. Sie wird es nie“ — so fügt er mit schlagender Kürze hinzu. In der Begründung dieser Behauptung verdanken wir dem geistvollen Physiologen das schöne Wort: „Der traumlos Schlafende ist begreiflich, wie „die Welt, ehe es Bewußtsein gab. Wie aber mit der „ersten Regung von Bewußtsein die Welt doppelt unbe„greiflich ward, so wird es auch der Schläfer wieder mit „dem ersten ihm dämmernden Traumbild“. — „Welche denkbare Verbindung“ — frägt er an anderer Stelle — „besteht zwischen bestimmten Bewegungen bestimmter Atome „in meinem Gehirn einerseits, andererseits den für mich „ursprünglichen, nicht weiter definirbaren, nicht wegzuleug„nenden Thatsachen: Ich fühle Schmerz, fühle Lust; ich „schmecke Süßes, rieche Rosenduft, höre Orgelton, sehe Roth, „und der ebenso unmittelbar daraus fließenden Gewißheit: „Also bin ich? Es ist eben durchaus und für immer unbe„greiflich, daß es einer Anzahl von Kohlenstoff-, Wasserstoff-, „Stickstoff-, Sauerstoff- u. s. w. Atomen nicht sollte gleich„giltig sein, wie sie liegen und sich bewegen, wie sie lagen „und sich bewegten, wie sie liegen und sich bewegen werden. „Es ist in keiner Weise einzusehen, wie aus ihrem Zusammen„wirken Bewußtsein entstehen könne. Sollte ihre Lagerungs-

„und Bewegungsweise ihnen nicht gleichgiltig sein, so müßte „man sie sich nach Art der Monaden schon einzeln mit Bewußt- „sein ausgestattet denken. Weder wäre damit das „Bewußtsein überhaupt erklärt, noch für die „Erklärung des einheitlichen Bewußtseins des „Individuums das Mindeste gewonnen."

Die nur hier, nicht im Originale, gesperrten Worte, die einen Ideengang abschließen, auf dem sich schon Locke und Leibniz versuchten, enthalten die auf den kürzesten Ausdruck gebrachte Verurtheilung aller Bemühungen, die später der moderne Panpsycheismus gemacht hat, um die Erklärung des Bewußtseins aus materiellen Stoffatomen und deren Lagerung und Bewegung zu ermöglichen. „Be- „wegung kann nur Bewegung erzeugen" — sagt auch Dubois Reymond — „oder in potentielle Energie zurück sich „verwandeln. Potentielle Energie kann nur Bewegung erzeu- „gen, statisches Gleichgewicht erhalten, Druck oder Zug üben. „Die Summe der Energie bleibt dabei stets dieselbe. Mehr „als dies Gesetz bestimmt, kann in der Körperwelt nicht „geschehen, auch nicht weniger; die mechanische Ursache geht „rein auf in der mechanischen Wirkung. Die neben den „materiellen Vorgängen im Gehirn einhergehenden geistigen „Vorgänge entbehren also für unsern Verstand des zureichen- „den Grundes. Sie stehen außerhalb des Causalgesetzes, „und schon darum sind sie nicht zu verstehen, so wenig wie „ein Mobile perpetuum es wäre."

Es genügt uns, hiermit festgestellt zu haben, daß die ersten Köpfe, die subtilsten Geister unübersteigliche Schranken für unser Erkennen und unsere Speculation zugeben, und trotzdem könnte nur eine an Unzurechnungsfähigkeit grenzende Flachheit im Ernste leugnen wollen, daß hinter jenen Grenzen noch etwas Erkennens- und Wissenswerthes verborgen sei. Wenn nun aus jenen unzugänglichen Gebieten dennoch

Lichtstrahlen in unsere geistige Nacht hereinfallen; wenn wir aus jenen Fernen Töne zu hören vermeinen, die wir trotz aller Berechnung akustischer Schwingungsverhältnisse selbstthätig nimmer erzeugen können; wenn uns Ahnungen in unserm Innern aufgehen, für deren Mittheilung die Sprache fast hilflos nach Worten ringt, so werden wir berechtigt sein, diese uns aus einem unerkannten Quell zuströmenden Erleuchtungen als Offenbarungen zu bezeichnen, zu deren intellectueller Assimilirung Glaube erforderlich ist. Es liegt aber in der Beschränktheit unseres in die Anschauungsformen von Zeit und Raum eingezwängten, und an das Leitseil der Causalität angebundenen Intellectes, daß diese Offenbarungen, so undiscutirbar auch ihr Kern sein mag, ihrer Form nach unvollkommen und entwicklungsfähig sein müssen. Wollte der Urheber dieser Offenbarungen dieselben in seiner Sprache geben, wir würden sie nicht verstehen; er müßte uns erst zu seiner Sonnenhöhe erheben, uns ihm gleich machen, damit wir seine Gedanken begreifen könnten. So ist denn die Form jeder Offenbarung eine für den beschränkten menschlichen Intellect berechnete; und in diesem Sinne ist auch nur der Kern selbst der geoffenbarten Religionen als absolut giltig und unveränderlich zu betrachten, während die einzelnen Dogmen derselben gewissermaßen Gleichnisse und fortbildungsfähig sind.

Das Wort „Gleichnis“ verstehen wir hier in jenem höheren Sinne, in welchem Goethe sagt:

Alles Vergängliche
Ist nur ein Gleichnis;

in jenem Sinne, in dem auch mathematisch unumstößliche Sätze anfangen problematisch zu werden; denn so richtig beispielsweise die Behauptung erscheint, daß $2 \times 2 = 4$ sei, so müssen wir doch sofort zugeben, daß auch sie nur für uns, also relativ richtig sei, wenn wir an ein

höher geartetes Wesen denken, dem vielleicht die Schranken von Raum und Zeit und das darauf gegründete Zahlensystem nicht Existenzbedingungen sind, und das, erhaben über die Knechtschaft des principii individuationis, Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft mit einem Blicke umspannt und in Allem, was sich uns kreatürlich Beschränkten in Vielheiten auseinanderlegt, nur die Einheit erblickt. Denn ein solches Wesen (wir können es uns eben nur nicht völlig construiren und gerathen hier wiederum an die in Rede stehende Grenze, wo die Sprache beginnt den Dienst zu versagen) würde die Zwei immer als Eins anschauen und das Produkt von 2 × 2 würde ihm immer wieder Eins sein. Mag man in diesem Beispiel mehr phantastisches Spiel als Wirklichkeit sehen — gleichviel! Der Gleichnischarakter alles von menschlichen Sinnen Erkennbaren und Erkannten erschließt sich jeder tieferen Betrachtung der Dinge, und unsere Sprache selbst artikulirt Nichts als tönende Gleichnisse für durchaus geheimnisvolle und nie ohne Rest im Laut aufgehende Vorgänge im Gehirn.

Aus dieser Betrachtung resultiren für uns zwei Forderungen, die wir an jeden redlichen Denker stellen.

Erstens soll der Denker in richtiger Würdigung der Begrenzung unseres Naturerkennens und unserer Vernunftspeculationen zugeben, daß uns das Wissen allein nie befriedigen kann; daß Jeder, weil er sich sehnend und einem geheimen Zuge seiner innersten Natur folgend, immer wieder über jene Grenzen hinüber zu schwingen sucht, doch von Natur aus auch zum Glauben prädisponirt ist. Ja, der menschliche Geist verhält sich ähnlich einem Magneten, der mit seinen Polen die ungleichnamigen Pole anderer Magneten anzieht, die gleichnamigen abstößt: der Glaube im Menschen dürstet immer nach Befestigung durch Erkenntnis, und die Erkenntnis verlangt immer nach Veredelung und

Weihe durch den Glauben. Den Glauben als wissenschaftsfeindlich anzuklagen, verräth immer einen Mangel an richtiger Erkenntnis der Menschennatur; das, was der Wissenschaft sich in den Weg stellt, ist Aberglaube; Glaube ist nur das unentbehrliche Complement des Wissens, die Leiter, die uns über jene Erkenntnisgrenzen hinüberhilft, daß unser Gebiet ein weiteres werde und wir uns zur vollen Menschlichkeit auswachsen können.

Zweitens soll aber der Denker, der den Glauben als einen Bestandtheil seiner Lebensluft erkannt hat, gegen Andersgläubige duldsam sein. Nicht Alle stehen auf gleicher Stufe des Erkennens, nicht Alle verstehen dieselbe Sprache; eine jede uns im Innern werdende oder uns überlieferte Offenbarung kleidet sich in die unserm Intellect homogene Ausdrucksweise. Schon in den Zeiten des Urchristenthums zerlegte sich das Eine Licht, das die Welt erleuchten sollte, in den Herzen der Jünger und Apostel in verschiedene, buntfarbige Strahlen. Die mit Schwert und Lanze ausgerüstete Streittheologie, die gegen irgend welche abweichende Buchstabendeutung sofort zornentbrannt zu Felde zieht, verkennt die Natur des Menschengeistes und vollzieht das Opfer des Intellectes auf dem Altar unchristlicher Anmaßung. Nicht soll jener mit Indifferentismus und ethischer Impotenz verwandten Toleranzfaselei das Wort geredet werden. Aber das Maß des Glaubens ist verschieden ausgetheilt, und wer streng und unerbittlich richten will, der richte sich selbst, indem er seinem Nachbar wohlwollend Indemnität ertheilt.

* * *

Die Schminke aller irdischen Dinge und Verhältnisse ist nur für das jugendliche Auge undurchsichtig; der Blick des Mannes schaut hindurch und erkennt hinter ihr mit Staunen und Wehmuth das Elend und die Verwesung.

Die Erde und alles Leben auf ihr ist nichts als eine vergoldete Lüge. Wer also den Begriff der Unzerstörbarkeit unseres wahren Seins so faßt, daß wir mit verklärter Haut und Haar in unserer persönlichen Beschränkung fortleben und unsere geliebten Mitgeschöpfe ebenfalls mit Haut und Haar in ihrer persönlichen Beschränkung um uns haben werden, der verewigt den Jammer dieser vergoldeten Lüge und im Wahne, ein Paradies zu schaffen, bereitet er sich ein Inferno. Dem gemeinen Kopfe, dem die Phantasmagorie des Individuations-Prinzips ein Unbegreifliches ist, wird man seine roh-materialistische Auffassung von dem Fortleben nach dem Tode lassen müssen, denn würde er derselben beraubt, er wäre bettelarm und besäße keinen Stab mehr, sich zu stützen. Für den Denker entpuppt sich der Inhalt des naiven aber grobsinnlichen Glaubens als ein Unsinn, als eine ungeheuerliche Perpetuirung aller Erdennoth und allen Erdenjammers; auch der Denker nimmt an, daß die Menschen-Existenz nicht mit den kurzen Tagen auf dieser Lehmkugel vorüber sei, daß vielmehr der Exposition unseres tellurischen Seins eine Entwickelung in der kosmischen Zeitlosigkeit folgen werde, aber er verwirft alle dogmatischen Faseleien und weiß, daß überall, wo er an diese Materie rührt, die menschliche Sprache den Ausdruck versagt, und hohe, ewige Ahnungen sich statt des diskussionsfähigen Wortes einstellen. Wer aus den Hülsen Paulinischer Schriftworte den Kern herauszuschälen versteht, wird dem fünfzehnten Kapitel des ersten Corintherbriefes seine Zustimmung nicht versagen können; die flachen Köpfe freilich werden nach wie vor aus solchen Stellen kampfeifrig folgern, daß auch der Grönländer im Jenseits mit geistlichem Leibe im Kreise seiner unverweslichen grönländischen Sippe seinen Fischthran weiter trinken werde.

So ungefähr äußerte ich mich an einem wonnigen Maitage zu einem greisen, pommern'schen Superintendenten,

und der würdige Landgeistliche stimmte mir bei, offen und rückhaltlos. Gesegnet sei ein solcher Diener der Kirche, der bei aller Frische und Kraft des Glaubens den Gedanken nicht außer Cours gesetzt und der in seinem weiten, liebreichen evangelischen Herzen Platz hat für alle, noch so weit auseinander gehenden Anschauungen!

* * *

Nicht nach Jedermanns Geschmack dürften diese kurzen Sätze aus der Mappe eines Idealisten sein; ich denke mir, daß sie Caviar für's Volk bleiben, und daß vielleicht nur Wenige etwas von prickelndem Reiz an denselben finden werden. Aber auch diese Wenigen werden am Ende auch noch mit getheilten Empfindungen in diesen Aphorismen blättern, und der Mann von der Rechten wird sie nicht immer conservativ genug, der von der Linken nicht genügend liberal finden; der Freigeist wird ihnen gelegentliche Mystik, und der Orthodoxe hier und da ein wenig Ketzerei vorwerfen. Das kommt daher, daß der Autor kein Mann nach der Schablone ist, daß er nicht die breitgetretene Gedankenheerstraße irgend eines Parteiprogramms wandelt, sondern überall seine eigensten Anschauungen zum Ausdruck bringt; er wollte lieber der Wahrheit seiner persönlichen Ueberzeugungen, als irgend einer Klique dienen; es behagt ihm mehr sein Denkorgan selbstständig zu brauchen und es kühnlich hoch zu tragen, als es der Tyrannis einer Fraktion in sklavischer Unterwürfigkeit zu beugen. Und so muß er am Ende wohl gar mit La Bruyère ausrufen: „Findet man an diesem Büchlein Gefallen, so wundere ich mich darüber; und gefällt es nicht, so wundere ich mich auch.“ —